Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 45 Marburg i. H., den 7. November 1901

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag: Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile; Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lutherworte — Harnacks „Wesen des Christentums“ und die religiösen Strömungen der Gegenwart. Drittes Stück — Martin Luther als Musiker — Gustav-Adolf-Tage in Köln — Christentum und Nationalismus: 1. Zur prinzipiellen Erörterung — Selbstanzeigen: Brauchen wir neue Offenbarungen? (Veit); Vorträge über das Leben Jesu Christi (Furrer); Lucas Heland (Bernoulli) — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Lutherworte

Fluchen ist eben wie das Schwören beides, gut und böse. Denn wir lesen in der Schrift, daß oft heilige Leute geflucht haben, ja Christus selbst im Psalter (41, 10. 55, 14. 109, 8) seinem Judas und im Evangelio über die falschen Lehrer gräulich fluchet ... Also kommt wohl die Zeit, daß man fluchen muß, oder thut unrecht. Als, daß wir itzt sollten den Segen dazu sprechen und Gutes wünschen, daß Papst, Bischöfe und Fürsten mit so giftigen Praktiken und bösen Tücken wider das Evangelion umgehen, frommer Leute Blut zu stürzen und Deutschland in einander zu werfen: das gehöret nicht Christen zu. Sondern sollen und müssen so dazu sagen: „Lieber Herr, verfluche, verstöre und stürze alle ihre Anschläge in Abgrund der Hölle!“

Daher kann Niemand recht das Vaterunser beten, er muß dazu fluchen. Denn, wenn er betet: „Geheiliget werde dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe“ u. s. w., so muß er Alles auf Einen Haufen mitnehmen, was dawider ist, und sagen: „Verflucht, vermaledeiet, geschändet müssen werden alle andern Namen, und alle Reiche, so wider dich sind, zerstöret und zerrissen.“

Auslegung des 5., 6. und 7. Kapitels St. Matthäi. 1532

Harnacks „Wesen des Christentums“ und die religiösen Strömungen der Gegenwart

Drittes Stück (Walther, Rupprecht, Kaehlbrandt, Schick, Gußmann, Wohlenberg)

8

Es giebt keinen stärkeren Beweis für den sittlichen Ernst und die religiöse Wärme, für die besonnene Ruhe und die hinreißende Kraft der Harnackschen Vorlesungen als die ersten eingehenden Besprechungen, die dem Buche von orthodoxer Seite zu teil geworden sind. Selbstverständlich konnte man in dem „Wesen des Christentums“ nicht eine erschöpfende Darstellung dessen finden, was man selbst darunter versteht. „Doch was thuts? So wie so, mit oder ohne Hintergedanken: Christus wird bekannt gemacht, und darüber freue ich mich“ (Phil. 1, 18). In diesem Sinne hat sich u. A. Rahlenbeck in der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung (1900, Nr. 51, 52. 1901, Nr. 23), Wöhrmann in der Hannoverschen Pastoral-Korrespondenz (1901, Nr. 4), Nathusius in der „Monatsschrift für Stadt und Land“ (1900, Heft 10) ausgesprochen. Ueberall wird anerkannt, daß die Vorlesungen eine apologetische Tendenz haben und wohl dazu dienen können, die Gebildeten für das Christentum zu interessieren und in die christliche Gedankenwelt einzuführen; allerdings bis ins Innerste des Heiligtums führten sie die Suchenden nicht hinein. Das ist vom Standpunkt der kirchlichen Tradition aus vornehm und würdig geurteilt.

Den Uebergang zu einer andern Beurteilungsweise bildet eine Besprechung in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung (1900, Nr. 42), die auf der einen Seite die Veröffentlichung der Vorlesungen als eine That großer Selbstverleugnung und freudigen Bekennermutes würdigt und zugiebt, daß es dem Verfasser nicht um zersetzende Auflösung, sondern um positive Begründung zu thun ist, sich auf der andern Seite aber keinerlei nachhaltigen und ewigen Gewinn für die Zuhörer davon versprechen kann und bestreitet, daß die Vorlesungen geeignet seien zu leisten, was sie leisten sollen: der Erkenntnis und dem Frieden zu dienen. Sie bringen eben ein anderes Christentum als das der Gemeinde Christi zu allen Zeiten und an allen Orten, „ein Christentum, dem gerade das alles fehlt, was unseres Glaubens Stern und Kern, Wurzel und Krone ist, ein Christentum, das sich nicht auf Thatsachen gründet, sondern auf menschliche Gedanken und Empfindungen.“ Es würde wider das Gewissen sein, Etwas noch Christentum zu nennen, was kein Christentum mehr ist. Damit ist der Ton angeschlagen, der in den nun folgenden Auseinandersetzungen alle andern Stimmen übertäubt. In den Schriften von Walther, Rupprecht und Schick, die fortan die Diskussion beherrschen, wird Harnacks Buch aus einer Apologie zu einem Angriff auf das Christentum umgestempelt.

Mit Walther hat Köster sich in einer ausführlichen Besprechung (Nr. 33 f. d. Bl.) seines Buches zu verständigen gesucht. Das ist gut und nötig, obgleich es kaum zu einem positiven Ergebnis führen wird. Köster scheint doch die Weite und Tiefe des Gegensatzes zu unterschätzen, der zwischen Harnacks und Walthers Weltanschauung besteht. Er ist von der genannten Kirchenzeitung richtig formuliert: ein Christentum, das sich auf Thatsachen gründen will, stehe einem Christentum gegenüber, das sich auf menschliche Gedanken und Empfindungen gründe. Mit einer Leidenschaft, die etwas Ergreifendes hat, verlangt Walther in seinem Schlußkapitel nach dem Objektiven in der Religion. Er will seinen Glauben auf Thatsachen stellen und nicht auf Werturteile. Der Mensch beurteilt allerdings die Dinge nach dem Werte, den sie für ihn haben. Aber daß dem so ist, sollen wir als eine Schmach empfinden. „Dürsten sollen wir darnach, Alles so zu sehen wie es in Wirklichkeit ist, den Wert jedes Dinges so zu bestimmen, wie er in Wirklichkeit ist.“ Es bedeutet für ihn Verzweiflung, wenn ein Mensch auf religiösem Gebiete das Objektive zu erfassen für unmöglich erklärt. Damit zeigt

Walther, daß er in seiner Weltanschauung jenseits der Linie steht, die durch die Namen Kopernikus, Kant, Schleiermacher bezeichnet ist. De Lagarde sagt einmal (Deutsche Schriften, S. 49): Die ganze kirchliche Mythologie ist hinfällig, wenn die Erde aus einem im Mittelpunkte des Weltalls stehenden Körper zu einem um eine Nebensonne kreisenden, höchstens mittelgroßen Planeten wird. Um das gesamte orthodoxe System, nicht um die alberne Judenmär von Josuas Sonne handelte es sich, als die Kirche das E pur si muove*) zu hören bekam. Das ist ursprünglich in Bezug auf die katholische Kirche gesprochen, aber es hat für den Protestantismus ebenso gut seine Geltung. Nicht daß durch das total veränderte Weltbild, aus welchem mit einem Schlage der räumliche Himmel verschwunden war, den bisherigen Glaubensanschauungen jeder Boden entzogen wäre: alteriert wurde dadurch zunächst nur die religiöse Phantasie; aber auch sie konnte zum Schluß doch im allgemeinen die bisherigen Bilder und Vorstellungen konservieren, man mußte sich nur darüber klar geworden sein, daß, was man bisher ganz naiv für eine adäquate Anschauung der himmlischen Welt gehalten hatte, nur Symbol für eine übersinnliche Wirklichkeit sei. Viel folgenschwerer war es, daß das Vertrauen auf das sinnliche Wahrnehmungsvermögen total erschüttert war und das Urteil über die Thatsachen der Erscheinungswelt sich von Grund aus ändern mußte. Bisher war es allgemein anerkannte Thatsache gewesen, daß die Sonne morgens im Osten auf- und im Westen unterging; das ist jetzt als Täuschung erkannt: in Wirklichkeit dreht sich die Erde und die Sonne steht still. Was sich jedem sehenden Auge als objektive Thatsache darzubieten schien, hatte sich als ein rein subjektiver Eindruck erwiesen. Das mußte eine Umwälzung auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie nach sich ziehen, deren Wirkungen im ganzen Bereich der Wissenschaften zu spüren waren. Die notwendige Konsequenz des Kopernikanischen Weltsystems war die Kantische Philosophie. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß Kant vor der „Kritik der reinen Vernunft“ eine „Naturgeschichte des Himmels“ geschrieben hat. Alle Wahrnehmungen im Bereich des raumzeitlichen Geschehens sind subjektive Eindrücke wie Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, — Erscheinungen, aus denen wir auf das Ding an sich so wenig schließen können wie aus der Erscheinung der Sonne am Himmel Etwas für ihre Größe und ihre Bewegung zu schließen ist. Das ganze in Raum und Zeit ausgebreitete Weltbild ist nicht außer uns, sondern in uns, eine Schöpfung unseres eignen Denkens. Was Kant für die Sinnenwelt nachgewiesen hatte, hat mit strenger Folgerichtigkeit Schleiermacher, dessen Denken in der Schule der Vernunftkritik gestählt war, auf das religiöse Leben übertragen. So wenig wir über das „Ding an sich“ irgend welche Aussagen machen können, ebenso wenig können wir wissen, was Gott an sich ist. Wir können nur reden über die Eindrücke, die er auf unser Gemüt macht. Christliche Glaubensätze waren demgemäß Auffassungen der christlich frommen Gemütszustände, aber nicht etwa Sätze von objektiver Gültigkeit über Gott und göttliche Dinge. Wo wir von Gottes Thaten und Gottes Gesinnung reden, da geschieht es in demselben Sinne wie wir von Sonnenaufgang und Sonnenuntergang sprechen. So lange wir uns in den Grenzen der Wissenschaft halten, können wir nur sagen, wie für uns die Dinge der ewigen Welt erscheinen und was sie für uns wert sind, niemals aber ihr Wesen und ihren Wert so bestimmen, wie sie in Wirklichkeit, d. h. in den Augen Gottes, sich zeigen. Wer das verlangt, der hat die Konsequenzen der Kopernikanischen Weltanschauung für sein religiöses Leben und Denken noch nicht gezogen.

Trotzdem giebt es einen Weg, über die rein subjektiven Stimmungen und Empfindungen hinaus zu kommen und sich der Thatsachen der übersinnlichen Welt zu versichern. Das ist freilich nicht der Weg, den Walther empfiehlt:

> Geheilt wird die Krankheit zum Tode — die Verzweiflung daran, das Objektive erfassen zu können — nur durch die Verzweiflung daran, aus eigener Kraft die Wahrheit erkennen zu können, durch die völlige Preisgabe der eigenen Klugheit, die erkannt zu haben meinte, daß es ein objektives Erkennen nicht geben könne. (S. 163)

Dieser Weg führt bedenklich nahe an das römische sacrificium intellectus*) heran. Den wahren Weg zur Gewißheit weist Harnack in seinem herrlichen Schlußwort:

> Wenn wir mit festem Willen die Kräfte und Werte bejahen, die auf den Höhepunkten unseres inneren Lebens als unser höchstes Gut, ja als unser eigentliches Selbst aufstrahlen, wenn wir den Ernst und den Mut haben, sie als das Wirkliche gelten zu lassen und nach ihnen das Leben einzurichten — — — so werden wir Gottes gewiß werden, des Gottes, den Jesus Christus seinen Vater genannt hat, und der auch unser Vater ist.

Walther versteht den darin ausgesprochenen Gedanken vielleicht besser in der Fassung: „Wer da will den Willen thun des, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob meine Worte von Gott sind oder ob ich von mir selber rede.“

9

„Das Christentum von D. Ad. Harnack nach dessen 16 Vorlesungen. Eine Untersuchung und ein Erfahrungszeugnis an die Kirche der Gegenwart aller Konfessionen“ (Gütersloh, Bertelsmann, 1901) — so betitelt Kirchenrat Dr. theol. Rupprecht, Pfarrer in Sausenhofen, seine Gegenschrift. Es ist eine Qual, das umfangreiche Buch (278 Seiten) zu lesen, nicht nur wegen der entsetzlichen Weitschweifigkeit, der schauderhaften Komposition, des fürchterlichen Stils, von dem der Titel eine Probe geben möge: das alles ließe sich ertragen, da man den Eindruck gewinnt, daß man es mit einem ehrlichen Manne und ernsten Christen zu thun hat; was im höchsten Grade peinlich wirkt, das ist der gänzliche Mangel an Takt, den der Verfasser auf jeder Seite beweist und der ihn in Gefahr bringt, nicht ernst genommen zu werden. Eine naive Selbstüberschätzung, verbunden mit einem geradezu verblüffenden Mangel an Welt- und Menschenkenntnis, verleitet ihn zu den gewagtesten Behauptungen und Bekenntnissen. Ihm hat offenbar die lebendige Berührung mit den geistigen Strömungen des modernen Lebens jahrelang gefehlt; wichtige litterarische Erscheinungen haben nur dann und wann ihren Weg in seine Landeinsamkeit gefunden. So hat er sich zu einem Original entwickelt, das uns anmutet wie ein mittelalterlicher Wartturm in einer modernen Villenkolonie. Aber eben darum bildet er eine äußerst interessante Erscheinung; er zeigt, was unsere Orthodoxen eigentlich sein müßten, wenn sie konsequent wären; er ist ein Ganzer, alle Andern sind an ihm gemessen Halbe.

Felsenfest ist er überzeugt von der buchstäblichen Inspiration der Bibel:

> „Die Inspirationslehre der Alten ist gefallen,“ rufen sie alle. Es ist Lüge. Sie kann nicht fallen. Denn sie ruht fest auf Christi Erklärungen, wie auf denen der Apostel und auf ihrem Gebrauch der Schrift. (S. 255)

Ganz konsequent verurteilt er selbst eine so vorsichtige Kritik, wie sie Klostermann am alttestamentlichen Text übt; der „kennt nur einen so und so oft umredigierten »Targum« menschlicher Art, in dem man das Wort Gottes erst mit der kritischen Brille suchen muß.“ Das darf man nicht aus dem Auge lassen, wenn man seine ungeheuerlichen Urteile über Harnack verstehen und gerecht würdigen will; er mißt wenigstens Alle mit demselben Maßstab: sie sind alle abgewichen. Die buchstäblich inspirierte Schrift soll unbedingte Autorität sein in der Kirche. Für Harnack mit seiner Bibelkritik giebt es keine Autorität mehr:

> Damit spricht er sich selbst sein Urteil, und das ist das gute Recht Roms gegen ihn. Denn ohne Auktorität giebt es keine Kirche. Nur in der Wahl der Auktorität geht Rom irre. Sicher besser aber für das Volk eine irrende Auktorität als die Zügellosigkeit, die Revolution von vielen Ich, die sich selbst für die Auktorität halten und sich doch gegenseitig erwürgen. (S. 233)

Daraus ergiebt sich konsequent die Forderung strengster Lehrzucht. Die Lehrzucht ist wichtiger als die Lebenszucht (S. 221). Dafür beruft er sich auf 2. Joh. 7—11. (Matth. 7, 15—20 steht in seiner Bibel offenbar nicht.) Bei Laien kann man Manches tragen; hier kann man auf Hoffnung warten bis zum Tode; aber auf Kanzel und Katheder sollen

*) Und sie bewegt sie doch (Galilei). D H

*) Opfer des Verstandes. D H

nur Männer geduldet werden, die der kritischen Theologie den Abschied gegeben haben. In der Praxis wird dieser Grundsatz ja schon vielfach befolgt; aber daß er so offen ausgesprochen wird, ist doch neu und interessant. Man darf gespannt sein, wie lange sich daneben die reformatorische Anschauung vom allgemeinen Priestertum behaupten wird. Rupprechts Buch zeigt somit äußerst eindrucksvoll, zu welchen Konsequenzen eine unverfälschte Orthodoxie notwendig getrieben wird.

Aber das ist doch nur ein negativer Gewinn; wichtiger ist seine Schrift als „Erfahrungszeugnis." Er gehört zu den Naturen, die Alles einfach und stark erleben und deren Bewußtsein das Erlebte in lebhaften Spannungen und Kontrasten wiederspiegelt. Sein Empfinden hat etwas Leidenschaftliches und Gewaltsames; er braucht daher auch für sein religiöses Leben grobzügige Bilder und kräftige Vorstellungen. Das ist es, was er bei Harnack vermißt. Diesen Gegensatz bringt er auf S. 180 f. stark zum Ausdruck:

Wie auf diese Auktorität hin [den Menschen Jesus] mit ihrem mystischen, grundlosen plötzlichen „Bewußtsein", das in ihm erwachte, gegenüber den direkten Widersprüchen, die das rauhe, furchtbar ernste Leben des Gewissens wie der äußeren Schicksale uns aufgiebt, kein Vernünftiger in den zerschmetternden Trübsalen des Lebens, des Leidens und Sterbens auch nur den Satz festhalten kann, den schon die erleuchteten Heiden ahnten, die Juden glaubten: „Gott ist Einer, ist Person, ist ein liebender Vater und ihr seine Kinder," das zeigten wir auch. Und dennoch dabei: „Aber — ein Wunder ist nie geschehen und wird nie geschehen.*) Dieser Vater kann in die Weltmaschine nicht eingreifen. Auch wenn sie seine Kinder zermalmt unter tausend Qualen, wie der Götze Tschaggernath. Auch wenn seine von ihm selbst konstruierte Weltmaschine euch frißt, wie Molochs Ofen. Auch wenn ihr wimmert und euch windet vor Qualen in Gicht, in Feuergluten, in Sterbensqualen, die kein Mensch mehr mit ansehen kann. Auch wenn ihr Tage, Wochen, Monate euch heiser schreit: Baal, ach du Vater der Liebe, Gott Harnacks, erbarme dich über deine armen lechzenden Kinder! Auch dann geht Alles seinen naturgesetzlichen Gang. Er kann euch nicht helfen. Ja er will nicht. Denn er hat sich selbst durch den Götzen „Weltgesetz" die Hände gebunden. Aber dennoch glaubt es doch fest: Ihr habt einen Vater, einen Gott der Liebe im Himmel. Denn — ein vor neunzehnhundert Jahren gestorbener Jude Namens Jesus, ein uneheliches Kind einer Maria und eines Joseph (denn das forderten dann die Quellen!) hat diesen Satz ausgesprochen und, wie er behauptet, in sich erlebt. Das muß euch Garantie genug sein.

Etwas Anderes ist es, und dann kann man es ihm glauben, auch wenn, wie die Märtyrer es erfuhren, einem die Glieder zerrissen, mit Feuer verbrannt werden und wilde Tiere einen zermalmen — wenn das alte und ganze „urkundliche" Evangelium wahr ist: Jesus ist Gottes ewiger im Fleisch erschienener eigener Sohn vom Himmel. Er hat sich für uns, um uns zu retten aus der Tiefe der Hölle, vom Vater für uns geopfert, selbst gegeben bis in den Tod der Gottverlassenheit am Kreuz. Er ist auferstanden, sitzt zur Rechten Gottes, hält sein Wort: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende," und wenn man dies Wort als täglich sich erfüllend durch den Lebensverkehr mit dem lebendig gegenwärtigen Heiland in den tiefsten Leibes- und Seelennöten immer neu erfährt, wie Tausende zu allen Zeiten es erfahren haben, wie ich, ich Eduard Rupprecht es reichlich erfahren habe und noch erfahre (vgl. nur etliche Mitteilungen aus meinem Leben in „Licht im Dunkel" von Ed. Timotheus, Kottbus, Gottholds Verlag. 1897. Geb. 1,50 Mk.). Dann, ja dann kann man diese Vaterliebe glauben und in den qualvollsten Martern, wie ich sie sieben Jahre lang täglich „als zertretener Wurm im Staub", in Hiobsqualen Tag und Nacht tragen mußte, hin und wieder auch anbetend sie sogar preisen, weil man erkannte: Die „Liebe" muß mich so furchtbar züchtigen, um mich ewig retten zu können. Ja, dann, Herr Professor, aber auch nur dann. Von unserem Christus aus. Ihnen fehlt das Beste, die Erfahrung eines zerschmetternden Leidens von sieben Jahren oder auch von vierzehn. Dann würden sie entweder sich das Leben nach einem Jahr nehmen, oder Ihren Christus in die „Löcher der Maulwürfe schleudern" (Jesaia) und den wirklich geschichtlichen Christus anbeten.

Das religiöse Pathos dieser Sätze ist echt; daran zweifeln hieße ihm Unrecht thun. Er vermag seine Individualität in der Harnacks nicht wiederzufinden. Was für diesen etwas Erhabenes und Erhebendes ist, das Walten Gottes nach festen und einfachen Gesetzen, das ist Rupprecht ein entsetzlicher Gedanke. Er braucht einen Gott, dessen Liebe sich in Ueberraschungen offenbart und weniger durch vorausschauende Weisheit als durch lebhafte Affekte sich bestimmen läßt. Sehe ich recht, so liegt der Grund dafür in seinem Sündenbewußtsein. Er kennt die Sünde wie Paulus und Luther als etwas Unberechenbares und Ueberraschendes, als eine Macht, die aller vernünftigen Ueberlegung und den besten Vorsätzen zum Trotz seinen Willen bezwingt und sein Streben nach Glück und Frieden durchkreuzt, die ihn unversehens von dem klar erkannten Ziele zurückwirft und das Gute vernichtet, das er erreicht hatte. Was ihn in dieser Not tröstet, ist der Glaube, daß Gottes Gnade ebenso unberechenbar ist wie seine Sünde, und daß die Macht des Guten ebenso unvermittelt und überraschend in sein Leben einzugreifen vermag wie die Macht des Bösen. Darum kann er sich keinen Gott denken, bei dem Wunderthun nicht das Erste und Höchste ist. Davon findet er bei Harnack Nichts. Es kommt etwa auf dasselbe hinaus, was Haupt sagen will mit der Bemerkung: Harnack schreibt für leidlich tugendhafte Menschen und nicht für arme Sünder. Der Vorwurf ist nicht unbegründet, aber er trifft nicht Harnack allein, — er kann gegen alle großen Theologen erhoben werden, von Origenes bis Schleiermacher, deren kirchengeschichtliche Bedeutung darin liegt, daß sie das Christentum aufgefaßt und dargestellt haben als Schlüssel zum Verständnis der Welt und der Geschichte. Die Sünde ist etwas Irrationales im individuellen Lebensgang sowohl wie in der geschichtlichen Entwicklung, das Resultat von Leidenschaften und Naturtrieben, die das Streben nach wahrem Glück und das vernünftige Handeln in unberechenbarer Weise durchkreuzen. Sie läßt sich daher nicht einer Betrachtung eingliedern, die den Sinn der Welt oder der Geschichte zu erfassen sucht, — es sei denn, daß sie als etwas Notwendiges begriffen und damit gewissermaßen legitimiert wird. Daher kommt es, daß ein kräftiges religiös-sittliches Empfinden in solcher Betrachtungsweise entweder die Sünde ganz vermißt oder ihr einen Platz angewiesen sieht, der ihr nicht gebührt. Zu diesem objektiven kommt in der Regel noch ein subjektiver Grund. Bei einer Persönlichkeit, die das Zeug zum großen Gelehrten und Denker hat, muß der Intellekt im Verhältnis zu den natürlichen Leidenschaften stärker entwickelt sein, als es bei einem Menschen der Fall ist, der durch seine Natur zum praktischen Handeln gedrängt wird. Selbstverständlich spielen auch in ihrem Leben die sündigen Leidenschaften eine Rolle, aber die Sünde tritt nicht so brutal und häßlich hervor; die Selbstsucht ist sublimiert und kleidet sich in feinere Formen; hier findet man das, was Haupt unter „leidlich tugendhaften Menschen" versteht. Harnack sagt:

Gewiß, das Christentum ist die Religion der Erlösung; aber der Begriff ist ein zarter und darf niemals der Sphäre persönlichen Erlebens und der inneren Umbildung entrückt werden.

Damit giebt er gewiß einer individuellen Erfahrung den richtigen Ausdruck. Aber es giebt doch Naturen, bei denen die innere Umbildung sich notwendig verbinden muß mit einem Umschwung in der äußeren Lebensgestaltung. Man denke an Paulus oder Augustin. Wer durch den Glauben an Christus und die Aufnahme in die christliche Gemeinde von Sünden erlöst wurde, wie sie Paulus Röm. 1 schildert, der wird den Begriff der Erlösung viel massiver fassen, als Harnack es will. Aber der Paulinische Typus des Christentums, der in dieser Richtung liegt und der für Rupprecht das Christentum ist, darf doch nicht ein ausschließliches Recht in der evangelischen Christenheit beanspruchen; das Johanneische Christentum hat mindestens das gleiche Recht. Hier aber steht die Sünde bei weitem nicht so ausschließlich im Zentrum des religiösen Empfindens wie bei Paulus oder gar bei Luther; hier liegt der Begriff der Erlösung thatsächlich ganz in der Sphäre persönlichen Lebens und innerer Umbildung; hier finden wir eine religiöse Stimmung, in der Harnacks Christentum fast ohne Rest aufgehen würde. Das wird nur dem paradox erscheinen, der Harnacks Kritik am Johannes-Evangelium auf religiöse Motive und nicht auf historische Erwägungen zurückzuführen vermag. Wer seine Kritik versteht, dem ist es kein Widerspruch, daß er es als Geschichtsquelle verwerfen und doch

*) Die Sperrungen wie in der Vorlage.

schätzen kann als die vollkommenste Interpretation dessen, was er selbst an Christus gefunden hat.*)

10

Ueber das „Offene Sendschreiben" an Harnack von Hermann Schick „Ist das »Wesen des Christentums« von Ad. Harnack in 16 Vorlesungen wirklich das Wesen des Christentums?" könnte man stillschweigend zur Tagesordnung übergehen (es ist ein Machwerk, dessen wissenschaftliche Armseligkeit nur noch übertroffen wird durch seinen arroganten Ton), wenn sein Verfasser nicht — Oberkonsistorialrat wäre. Dadurch wird es zu einem Symptome der kirchlichen Lage, das nicht übersehen werden darf. Hat der „Fall Beicke" gezeigt, was ein Konsistorialrat nicht schreiben darf, ohne sich in kirchlichen Kreisen rettungslos zu kompromittieren, so zeigt dieses „Sendschreiben," was ein Oberkonsistorialrat schreiben darf, ohne sich in denselben Kreisen auch nur im geringsten zu blamieren. Man möge die wissenschaftliche Durchbildung und den schriftstellerischen Takt des Verfassers aus folgender Leistung ermessen. Nachdem er (S. 20) Harnacks Behauptung „Wir vermögen kein Leben Jesu zu schreiben" durch die geschmackvollen Bemerkungen glossiert hat: „Thun Sie es ja nicht! Es würde vielleicht noch über Strauß hinausgehen. Wir haben übergenug an dem Wesen des Christentums" sucht er sich mit den Schwierigkeiten der Geburtsgeschichte auseinanderzusetzen, die er nicht verkennen will:

Man denke doch daran, daß das Ereignis in der Nacht und nur unter armen frommen Hirten sich abspielte, daß von dem Augenblick der Geburt Jesu an bis zur Verabfassung (!) des dritten Evangeliums wenigstens zwei Menschenalter vorübergegangen waren, und wie Viele werden in dieser ganzen Zwischenzeit an die Geburt Jesu gedacht haben? [NB. Dabei soll sie doch eine grundlegende Heilsthatsache sein!] Schon hieraus erklärt sich so manche Ungenauigkeit der geschichtlichen Darstellung. Wie leicht konnten, da die Zeitereignisse niemals durch die Presse sogleich fixiert wurden, die Schätzungen verwechselt werden u. s. w.! Die Begebenheiten erscheinen als vollkommen nur durch die Tradition der Kirche gesichert (?!!), und auch dabei schien die wunderbare Form der Ereignisse auf den ersten Blick der Glaubwürdigkeit zu widersprechen, denn der Mensch ist immer geneigt, etwas umsomehr für wirklich zu halten, je mehr es sich der gemeinen Wirklichkeit nähert. Das Alles aber machte die Evangelisten nicht irre; sie begnügten sich, die großen Thatsachen der Geschichte Jesu zu bezeugen. Bloße Ansichten, Lehrsätze, Dogmen hätten eine solche Erscheinung, wie die christliche Kirche bildet, nie hervorrufen können.

Ist das die vollendete Konfusion, so erreicht Schick auf S. 22 den Gipfel der Taktlosigkeit.**) Anstatt sich von einigen Berliner Herren über Harnacks Familienleben unterrichten zu lassen, hätte der Herr Oberkonsistorialrat sich lieber mit dem Studium seiner „Dogmengeschichte" und seiner „Chronologie der altchristlichen Litteratur" befassen sollen. Dadurch würden ihm sicher wertvollere Gesichtspunkte für die Beurteilung eines Buches wie das „Wesen des Christentums" aufgegangen sein. Allerdings wäre das etwas mühsamer gewesen als ein unbequemes Buch einfach kraft kirchenregimentlicher Autorität auf den Index zu setzen. Es ist ein unsagbar beklemmendes Gefühl, mit der Möglichkeit rechnen zu müssen, daß in den Konsistorien der evangelischen Landeskirchen Männer von dem geistigen Horizont und der wissenschaftlichen Qualität des Herrn Schick sitzen. Möchte er eine einzigartige Erscheinung sein! Man ist in seinen Ansprüchen an die Kirchenregierungen ungeheuer bescheiden geworden — ihre Lage ist unendlich schwierig, ihre Bewegungsfreiheit auf Schritt und Tritt gehemmt; aber das darf man von ihren Vertretern erwarten, daß sie wissen, wann sie zu schweigen haben, und die evangelische Kirche nicht mit dem Fluche der Lächerlichkeit belasten.

*) Hier wäre noch zu nennen eine Schrift von Emil Kaehlbrandt, Oberpastor am St. Peter in Riga: „Vier Vorträge über das Wesen des Christentums." Sie stellt das Christentum in vier Bibelstunden im Anschluß an Hebr. 12, 1. 2; Röm. 8, 1—11; Kol. 2, 6—9; Eph. 4, 11—16 als persönliche Erfahrung dar; die Polemik gegen Harnack tritt dabei naturgemäß fast ganz zurück; in der Methode ist die Darstellung von der seinigen so verschieden, daß sich der Gegensatz schwer charakterisieren läßt. Im Wesentlichen beruht er darin, daß hier Paulinische Gedanken den Ausgangspunkt für das Verständnis des Christentums bilden, während Harnack von den Worten Jesu ausgeht. Uebrigens läßt sich nicht verkennen, daß dieses Christentum des Deutsch-Russen in einem andern Klima gewachsen und noch nicht nervös geworden ist durch die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit den geistigen Strömungen des modernen Lebens, mit denen das deutsche Luthertum ringt.

**) Wir können uns nicht entschließen, die Stelle abzudrucken, obwohl sie wahrlich nichts für Harnack Ehrenrühriges enthält. D H

11

Die Besprechungen der Bücher von Walther, Rupprecht und Schick in den Parteiblättern bemühen sich, den durch dieselben erweckten Eindruck zu verstärken und zu verbreiten. Besonders scharf tritt diese Absicht in den Artikeln „Zum Kampfe wider Harnack" von Gußmann hervor (Der alte Glaube, 1901, Nr. 34—36), der Harnacks Stellung innerhalb der theologischen Fakultät als eine „sittliche Unwahrhaftigkeit" brandmarkt und in längeren Ausführungen von verschiedenen Gesichtspunkten aus seinen Austritt fordert. Im Tone maßvoller sind die Anzeigen der Bücher von Walther und Rupprecht in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung (1901, Nr. 16—18), sowie der Artikel von Zöckler „Harnack und seine Kritiker" (Beweis des Glaubens 1901, Heft 5, 6). Ein Artikel im ersten Beiblatt der St. Petersburger Zeitung vom 7. (20.) Okt. 1901 erkennt den zu Herzen dringenden „Ton der Gegenwart" und die klare und mustergiltige Behandlung religiöser Fragen in Harnacks Buch rückhaltslos an, um den sachlichen Gegensatz gegen seine „kritische Reduktion des Christentums" um so schärfer zum Ausdruck zu bringen. Er mündet aus in eine Empfehlung der Waltherschen Gegenschrift, deren Bedeutung er in dem überzeugenden Nachweis erkennt, daß auf Harnack das Wort „Christ" in seinem bisherigen Sinne nicht anzuwenden ist. Auf eine Zuschrift in dem Beiblatt derselben Zeitung vom 12. (25.) Okt., in der die positiven Gedanken Harnacks kräftig betont werden, erklärt der ungenannte Verfasser noch einmal seine Achtung vor „der tiefen und reinen Sittenlehre der Harnackschen Vernunftreligion" und wiederholt, daß vom Standpunkt der „konservativen" Theologie kein positives Moment in seiner Auffassung vom Wesen des Christentums nachzuweisen sei, sondern eine neue Religion dargeboten werde, die gerade in ihren unterscheidenden Merkmalen vom Lutherischen Christentum völlig abweiche. Ein positives Verhältnis zu Harnacks Vorlesungen versucht Wohlenberg wiederzugewinnen in der Artikelserie „Ein moderner Christus" (Der alte Glaube 1901, Nr. 43—46). Aber um wirklich von ihm lernen zu können, müßte er ihn doch wohl etwas gründlicher studieren als er es gethan zu haben scheint, wenn er schreiben konnte: „Man denke, die ganze Taufe schwebt nach Harnack in der Luft! und mit dem Abendmahl verhält es sich nicht anders!" Bekanntlich sagt Harnack über das Abendmahl genau das Gegenteil (S. 101).

Das orthodoxe Luthertum lehnt Harnacks Christentum also mit aller Entschiedenheit ab. Es vermag in ihm nur den entarteten Sohn zu erkennen. Obwohl es ihm seine frühesten religiösen Eindrücke und die Grundlagen seiner theologischen Bildung gegeben hat, steht es ihm ohne jedes Verständnis gegenüber. Die Gewissensfrage, ob Harnack in seiner religiösen und theologischen Entwicklung, die doch für recht viele Söhne lutherischer Pfarrhäuser typisch ist, nicht einer höheren Notwendigkeit gefolgt ist, hat man sich scheints gar nicht gestellt. Man glaubt seine Haltung offenbar aus „modernem Wissensdünkel", „Lust an zersetzender Kritik", „schrankenlosem Subjektivismus", und wie derartige Schlagworte heißen mögen, genügend erklärt zu haben. Und doch hat Harnack seiner Liebe zu seiner Kirche noch jüngst wieder beredten Ausdruck verliehen (Die Aufgabe der theologischen Fakultäten S. 20):

Daß ein Theologe kein Herz für seine Kirche hätte, für ihr Bekenntnis und ihr Leben, daß er nicht lieber ihr beistimmen als sie korrigieren möchte, das lehrt alle Erfahrung.*) Was sollte ihn auch locken, in diesen verantwortungsvollen Beruf einzutreten und in ihm zu verharren, wenn nicht die Sache selbst, welche der Theologie und der Kirche gemeinsam ist?

*) Es liegt hier offenbar ein lapsus calami vor; richtiger müßte es heißen „widerspricht aller Erfahrung." Doch ist der Sinn nach dem Zusammenhang nicht mißzuverstehen.

Solche Aeußerungen müßten den lutherischen Konfessionalismus in seinem Kampfe gegen Harnack doch mindestens bedenklich machen. Ernst Rolffs

Martin Luther als Musiker

1

Zwei Dinge sind es, die auch die Gegner Luthers ihm zugestehen: seine Verdienste um die deutsche Sprache und um die deutsche Musik. Um dieser Verdienste willen hat denn auch der katholische König Ludwig I. von Bayern das Marmorbildnis Luthers in seiner Walhalla bei Regensburg aufstellen lassen. Mag der Einfluß, den Luther auf die Entwicklung der deutschen Sprache und Litteratur ausgeübt hat, auch der mächtigere gewesen sein, so ist deswegen doch sein reformatorisches Wirken im Bereiche der Tonkunst keineswegs gering zu achten.

Die Musik hat in Luthers Leben schon in früher Jugend eine wichtige und bedeutsame Rolle gespielt. Sie war es, durch die er als Chorknabe fast allein sein Brot verdiente, und wenn nicht bemittelte Verwandte seiner Mutter aus Freude an seinem schönen Gesange und seiner musikalischen Begabung sich entschlossen hätten, ihm eine höhere geistige Ausbildung geben zu lassen, so würde es mit der Erziehung des armen Bergmannssohnes zu einem gelehrten Beruf schlecht genug bestellt gewesen sein. Deshalb bewahrte er auch der Musik, zu der er eine starke angeborene Neigung besaß, stets eine innige Dankbarkeit und wies ihr einen sehr hohen Rang unter den Künsten und Wissenschaften an, ja er setzte sie gleich nach der Theologie. Verschiedentlich hat er sich preisend und lobend über sie ausgesprochen. So sagt er in einer seiner Tischreden: „Der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes eine ist die Musika; der ist der Satan sehr feind, damit man viel Anfechtungen und böse Gedanken vertreibet.“ Und an einer andern Stelle: „Ich bin gar nicht der Meinung, daß durch das Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Obergeistliche vorgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste dessen, der sie geschaffen hat. — Ein Pfarrer muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an.“

In den Zeiten des Leidens und Kämpfens war ihm die Musik stets die wirksamste Trösterin. Oft hat er sich, die Laute, auf der er Meister war, im Arm, in Erfurt, in Koburg, in Wittenberg Ruhe, Freude und Frieden in das gebeugte, geängstigte Herz gesungen, und sein Freund Johannes Walther, Kapellmeister des Kurfürsten Friedrich des Weisen, später zugleich Dozent an der Universität Wittenberg, berichtet, daß er „mit Luther manche liebe Stunde gesungen und oftmals gesehen, wie der teuere Mann vom Singen so lustig und fröhlich im Geiste ward, daß er des Singens schier nicht konnte müde und satt werden und von der Musika so herrlich zu reden wußte.“

In späteren Jahren hatte sich Luther ein feines Gehör, guten Vortrag und ein gesundes, sicheres Urteil erworben. Bedeutende theoretische Kenntnisse in der Musik besaß er dagegen nicht, wenigstens nicht in dem Grade, um das, was ihm im Geiste erklungen, nach den strengen Regeln jener Zeit niederschreiben zu können. Wie hätte er auch nach der damaligen höchst schwerfälligen, umständlichen und verwickelten theoretisch-musikalischen Methode Zeit und Gelegenheit finden mögen, um sich diese gründlichen Kenntnisse anzueignen! Er ist Zeit seines Lebens nur das geblieben, was man im Gegensatz zum berufsmäßigen Künstler einen hochbegabten, kunstgeübten Dilettanten zu nennen pflegt. Obgleich sich Luther auf seine in Wahrheit ungewöhnliche musikalische Begabung nicht wenig zugute that, war er sich doch seines Mangels an gründlicher musikwissenschaftlicher Kenntnis wohl bewußt. Daher bewunderte er auch die in streng wissenschaftlichem Stil geschriebenen Werke seiner musikalischen Freunde ganz ungemein, namentlich die seines Lieblingskomponisten Ludwig Senfel, der allerdings über alle deutschen Tondichter seiner Zeit hoch emporragt, und dessen Motetten er lieber sang, als die irgend eines anderen.

Auf eine Komposition von Senfel, die er sich über die Worte ‚Non moriar sed vivam'*) erbeten hatte, antwortete er von Koburg aus in einem prächtigen lateinischen Briefe, in dem er herrliche Worte zum Preise der Musik im allgemeinen und der Kunst Senfels im besonderen spricht. Und wenn dieser Meister der alten ernsten Weise des Auferstehungsliedes „Christ ist erstanden“ zwei andere, lebhafter bewegte hinzugesellte und um diese drei, trotz ihrer Verschiedenheit, wohllautend zusammentönenden, noch einen Kranz von drei anderen Stimmen wob, so sprach Luther seine Freude aus „über die große, vollkommene Weisheit Gottes in seinem wunderbarlichen Werke der Musika, in welcher vor allem das seltsam und zu verwundern ist, daß einer eine schlechte (einfache) Weise oder Tenor hersinget, neben welcher drei, vier oder fünf Stimmen auch gesungen werden, die um eine solche schlechte und einfältige Weise oder Tenor gleich als mit Jauchzen ringsherum her spielen und springen und mit mancherlei Art und Klang dieselbige Weise wunderbarlich zieren und schmücken und gleich wie einen himmlischen Tonreihen führen, freundlich einander begegnen und umfangen, also daß diejenigen, die solches ein wenig verstehen und dadurch bewegt werden, sich des heftig verwundern müssen und meinen, daß nichts Seltsameres in der Welt sei, denn ein solcher Gesang, mit viel Stimmen geschmückt.“

Selbst in späteren Zeiten vermochten körperliche Leiden und schwere Sorgen ihn nicht von dem Verkehr mit dem musikalischen Freunde abzuhalten. In solchem Zustande schrieb er einst an Senfel: „Obgleich mein Name so verhaßt ist, daß ich fürchten muß, Du, bester Ludwig, wirst diesen Brief nicht sicher genug erhalten und lesen, so wird doch meine Besorgniß durch meine Liebe zur Musika besiegt . . .“

2

Wenn Luther trotz mangelnder gründlicher musikalischer Kenntnisse in hohem Grade belebend, schöpferisch und reformatorisch auf die Tonkunst seiner Zeit, die ja lediglich eine religiöse war, eingewirkt hat, so verdankt er dies, neben dem musikalischen, seinem mächtigen Feldherrntalent, dem stets auf den Hauptpunkt gerichteten, Alles überschauenden Blick, der aber auch das Geringste nicht außer Acht ließ, und der besonderen Fähigkeit, die Männer zu erkennen, die seinen Zwecken dienen konnten, sie in seine Ideen einzuweihen, ihre besten Kräfte hervorzulocken. Sie mochten dann das im Einzelnen vollbringen, was er selbst auszuführen nicht geeignet war. Solche Männer, die ihm freudig ihren Beistand liehen, waren außer Senfel noch Georg Rhau und der schon genannte Hans Walther.

Georg Rhau, geboren 1488 zu Eisfeld, einer der thätigsten Beförderer des deutschen Choralgesanges, war zuerst Kantor und Musikdirektor in Leipzig, wo er gelegentlich der berühmten Disputation zwischen Luther und Dr. Eck im Jahre 1519 eine zwölfstimmige Messe und ein Tedeum, beide von ihm komponiert, aufführte. Darauf ließ er sich, wahrscheinlich auf Luthers Veranlassung, in Wittenberg nieder, um hier eine Buchdruckerei zu errichten. In dieser erschien 1538 das berühmte Mottetenwerk Selectae harmoniae, das Werke von Walther, Obrecht, Senfel, Eckel und Anderen enthält, und zu dem Melanchthon eine Vorrede verfaßt hatte.

Den größten Einfluß auf den deutschen Choralgesang und dadurch auf die Reformation übte er durch sein im Jahre 1544 herausgegebenes „Deutsches Gesangbuch“ aus, das 123 Gesänge für vier und fünf Stimmen von den besten Choralkomponisten enthielt. Auch Johann Walthers „Geistliche Gesänge“ gab er in einer eigenen Ausgabe heraus.

Johann Walther, einer der gelehrtesten Theoretiker seiner Zeit, wurde von Luther nach Wittenberg berufen, um hier die deutsche Messe einzurichten. Einige seiner Werke, namentlich das von ihm sechsstimmig gesetzte Luthersche Lied „Erhalt uns Herr bei deinem Wort“, befinden sich in der Münchner Bibliothek. Ihm verdankt die evangelische Kirche das erste Gemeindegesangbuch.

*) Ich werde nicht sterben sondern leben. Ps. 118, 17. D H

Ludwig Senfel, der größte unter den Dreien, war ein geborner Schweizer. Doch ist sein Geburtsjahr ebenso wenig genau bekannt, wie sein Todesjahr. Von Basel kam Senfel als Singknabe in die Hofkapelle des Kaisers Maximilian I., wo er den Unterricht des berühmten Kapellmeisters Heinrich Isaac genoß. Um 1530 wurde er Hofkapellmeister in München. Daher sind auch seine Werke am zahlreichsten in der dortigen königlichen Bibliothek zu finden.

3

Diese Männer waren es, mit denen sich Luther über die Verbesserung des Kirchengesanges beriet. Zuerst wurden die acht Kirchentöne (Tonarten) festgestellt, wobei Luther manche merkwürdige Aeußerungen gethan hat. So teilte er der Epistel St. Pauli den achten und dem Evangelium den sechsten Ton zu mit den Worten: „Christus ist ein freundlicher Herr, und seine Reden sind lieblich; darum wollen wir sextum tonum zum Evangelium nehmen, und weil Sankt Paulus ein vornehmer Apostel ist, wollen wir octavum tonum zur Epistel ordnen." In der Melodie des sogenannten großen Glaubens hat er absichtlich den eigentlichen ambitum modi um einen Ton überstiegen, mit der Begründung: „Dieser Glaube will gar viel besagen; er singt darum auch in einem gar hohen Tone."

Wir ersehen daraus, wie mit unbewußt-richtigem ästhetischen Gefühl Luther hierbei zu Werke ging. Dieser erste Schimmer ästhetischen Verstehens, der von ihm ausging, wirkte mächtig auf den kirchlichen Gesang, und ging, sich später zur allerwärmenden Sonne gestaltend, auf das gesamte weite Reich der Tonkunst über.

Eigenhändig schrieb Luther darauf die Noten zu den Evangelien, Episteln und Einsetzungsworten, so daß nunmehr die deutsche Messe abgehalten werden konnte.

Ganz unbegründet ist der Luther gemachte Vorwurf, er habe die Messe abgeschafft. Das ist erst lange nach ihm geschehen. Er hat sie nur teilweise verändert und sogar den lateinischen Gesang, namentlich in den Städten, nicht gänzlich daraus verbannt, wie er überhaupt nicht wenige von den erhabenen alten lateinischen Hymnen beibehielt. Im allgemeinen aber wollte er, daß der Choral- und Gemeindegesang deutsch sein sollte, und hier galt es nun, teils Neues zu schaffen, teils Vorhandenes nach den veränderten Bedürfnissen umzuwandeln. In Beidem ist Luther in eminentem Sinne und mit durchgreifendstem Erfolg thätig gewesen.

Er verschmähte das gute Alte durchaus nicht, sondern nahm es gern und vielfach auf, teils aus der alten Kirche, teils von den Hussiten und den böhmisch mährischen Brüdern. Namentlich diese Lieder und Weisen, hervorgegangen aus einem Volksstamm von überaus reicher musikalischer Begabung, entstanden unter schwerem Druck und unaufhörlicher Verfolgung, gesungen aus voller Inbrunst des gläubigen Herzens, tragen das Gepräge hoher Einfalt und Anmut, tiefer Innigkeit, feierlicher Würde und Kraft. Luther schätzte sie daher sehr hoch und nahm viele von ihnen herüber, so „Christus, der uns selig macht", „Christ ist erstanden", „Gott der Vater wohn uns bei", „Komm heilger Geist, Herre Gott", „Mitten wir im Leben sind" und viele andere. Doch waren diese Gesänge einstimmig und wurden, wie auch die ältesten Choräle der katholischen Kirche, unisono gesungen. Es war also nötig, sie mehrstimmig zu setzen und auch vielfach den Text ins Deutsche zu übertragen.

Uebersetzte und bearbeitete Luther schon vorhandene Gesänge, so erklang ihm dabei die bekannte Melodie stets in den Ohren, und nach ihr richtete er sich möglichst genau. Um sie zu schonen und ihren Accorden die seinigen wirksam anzupassen, scheute er sich selbst nicht, der Sprache zuweilen einige Gewalt anzuthun. Dichtete er aber frei, ohne fremdes Vorbild und ohne vorhandene Melodie, so entstand die Melodie in ihm gewöhnlich zugleich mit der Dichtung, so daß Worte und Töne im innigsten Gleichklang sich befanden. Das so von ihm Erfundene nach den Regeln der musikalischen Kunst in harmonischer Gestaltung niederzuschreiben, das vermochte er nicht, oder doch nicht in genügendem Grade. Daher sang er seine erfundenen Melodien seinen musikalischen Freunden vor, namentlich dem wissenschaftlich gebildeten Walther, der ihn trefflich ergänzte.

Um das von ihm Erfundene künstlerisch zu ordnen und niederzuschreiben, besprach und stritt Luther sich auch wohl über „der Ton Art und Weis'." Hatte man sich geeinigt, so wurde das Fixierte von der „Cantorey" in Luthers Hause, das heißt von seinen musikalischen Freunden, im Gesange auf seine Wirkung hin versucht, hin und wieder noch nachgebessert, und so entstand, was wir noch heute mit Dank und Freude besitzen.

Gesänge, deren musikalische Erfindung Luther allein zugeschrieben wird, giebt es etwa zwölf, darunter: „Wir glauben all an einen Gott", „Jesaja dem Propheten", „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir", „Vom Himmel hoch, da komm ich her", „Wär Gott nicht mit uns diese Zeit" und „Ein feste Burg ist unser Gott."

So wurde der kirchliche Choral durch Luther auf den Gipfel seines Glanzes erhoben und seine hohe Wirksamkeit selbst von den Gegnern anerkannt. Sagten sie doch: „Das Volk singt sich in Luthers Lehren hinein."

4

Nach diesem ersten bedeutenden Schritt innerhalb der Kirche sorgte Luther nun auch für die Verbesserung des Gesanges der öffentlichen Singechöre in den Städten. Deutsche und lateinische, und zwar meistens mit der Religion in Verbindung stehende Lieder und Gesänge sollten nicht bloß in den Kirchen, sondern auch auf den Straßen gehört werden. Er komponierte Manches zu diesem Zweck. Eine Sammlung seiner Motetten befindet sich auf der Bibliothek in München, unter dem Titel: Symphoniae jucundae 4 vocum, seu Motettae 52, cum praefatione Martini Lutheri. (Wittenberg 1538.)

Daß nach Luthers Vorbild nicht wenige begabte Komponisten herrliche geistliche Gesänge geschaffen haben, wissen wir. Händel, der alle noch vorhandenen musikalischen Werke Luthers fleißig studiert hat, soll mehr als einmal geäußert haben, daß er diesem Studium sein Bestes verdanke.

Wie viel oder wie wenig auch von den Melodien Luthers Original sein mag, unbestritten bleibt ihm doch der Ruhm, daß er in Uebertragung, in Verbesserung des vorhandenen Alten, daß er in der Wahl der Melodien zu den Texten, in der Herstellung einer vollständigen Uebereinstimmung zwischen Wort und Ton eine unübertreffliche Meisterschaft gezeigt, daß er den Kirchengesang zum mächtigen Volksgesang umgeschaffen hat.

A von Winterfeld

Gustav-Adolf-Tage in Köln

1

Eine Hauptversammlung der Gustav-Adolf-Stiftung in der Diaspora — mit diesem Gefühl ist wohl Mancher nach Köln gefahren. Deutz, Kalk, Ehrenfeld, Nippes, heute außer Kalk alle zum Stadtkreis Köln gehörig, haben so lange auf dem Unterstützungsplan des Gustav-Adolf-Vereins gestanden, und die beiden letztgenannten sind, nachdem auch ihre Gotteshäuser längst vollendet sind, mit Schuldentilgung noch darauf vertreten. Die evangelische Gemeinde Köln bildet nur ein Sechstel der Gesamtbevölkerung, und es hat während der Versammlung an Augenblicken nicht gefehlt, wo man allerdings unter dem Eindruck der Diaspora gestanden hat. Da die unter dem Ersten Konsul den Evangelischen überlassene alte Antoniterkirche zu eng ist, um sie bei der Festversammlung benutzen zu können, war man auf die beiden andern Gotteshäuser angewiesen, die Trinitatiskirche in der Nähe des Heumarktes, einen in die Häuserflucht eingefügten Basilikabau aus dem Jahre 1860, und auf die erst 1894 vollendete, im Innern reich ausgestattete Christuskirche des neuen Stadtteils im Nordwesten. Da am ersten Versammlungstage zum Abendgottesdienst bloß die Trinitatiskirche benutzt wurde, glaubte man sich thatsächlich in die Diaspora versetzt.

Wohl in keiner anderen Stadt Deutschlands tritt uns der Katholizismus mit solcher Wucht entgegen wie in Köln. Mag man immerhin den Dom als ein Werk betrachten, an dessen Ausbau Angehörige aller christlichen Konfessionen mitgeholfen haben, um eine der großartigsten deutschen Kunstschöpfungen zu vollenden. Das Gepräge des alten Köln ist ein ausgesprochen katholisches. Der rege kirchliche Sinn, der hier stets geherrscht hat, läßt sich zurückverfolgen durch die Zeit des Jesuitenstils in das Mittelalter, und hinauf in die Karolinger- und Merowingerzeit; die Gotteshäuser Maria in Kapitol, St. Aposteln, St. Gereon sind die altehrwürdigen Zeugen aus Kölns kirchlicher Vorzeit, auch für die, welche den Heiligenlegenden herzlich wenig Wert beizulegen vermögen.

Köln ist Handelsstadt, nicht Industriestadt, so ist denn auch die evangelische Gemeinde in ihrer Seelenzahl nur in geringem Maße durch Arbeiterzuzug angewachsen, und dies verleiht ihr unter den Gemeinden der Rheinprovinz ihre eigenartige Stellung. Gleichwohl werden recht Viele dem Verlauf der Versammlung mit Spannung entgegengesehen haben, fanden doch vierzehn Tage vorher noch Volksversammlungen statt, die darauf ausgingen, das Festprogramm, wie es bekannt geworden war, in einem seiner wesentlichsten Punkte zu durchkreuzen. Aber die Befürchtungen waren unbegründet. Ohne jegliche Störung konnte die Versammlung abgehalten werden, und ihr Verlauf ist ein glänzender gewesen. Die Zahl der Besucher war eine solche, wie sie lange nicht bei einer Hauptversammlung erschienen ist. Köln zu sehen und den grünen Rhein, hat dabei gewiß einen besonderen Reiz für Viele gehabt. Die Teilnahme der evangelischen Gemeinde Köln und der evangelischen Bevölkerung der Rheinlande überhaupt war eine ungemein rege. Was in anderen Städten oft so gar schwer zu erreichen ist, die Bevölkerung auf die Beine zu bringen, war hier erreicht worden. In den Stadtteilen, wo die Reichen, wie in solchen, wo Aermere wohnen, oft in recht engen Gassen, konnte man der schwarz-weiß-roten Fahne begegnen. Superintendent Terlinden, der Vorsitzende des Rheinischen Hauptvereins, und Pfarrer Regensburg in Köln mögen mit Stolz auf diese Versammlung zurückblicken.

Festprediger war beim Abendgottesdienst in der Trinitatiskirche am 1. Oktober Hofprediger Rogge aus Potsdam, der in jungen Jahren selbst als Militärpfarrer am Rhein gestanden hatte und auf das ungeahnt rasche Aufblühen hinweisen konnte, das der rheinische Protestantismus in den letzten fünfzig Jahren genommen. Den Vormittagsgottesdienst am 2. Oktober hielt Konsistorialrat Beck aus Bayreuth in der Christuskirche, während gleichzeitig die evangelischen Kinderscharen in der Trinitatiskirche versammelt waren um Pfarrer Röhrig aus Honnef, den Sohn des Hausvaters der Konfirmandenanstalt Schniedel.

Es wird nicht oft vorgekommen sein, daß, wie in der Christuskirche, der Gottesdienst eingeleitet worden ist mit Haendels Hallelujah. Eine Bemerkung kann aber an dieser Stelle nicht unterdrückt werden. Als Hauptlied für die Gemeinde war gewählt, wie bei dem vorjährigen Abendgottesdienst der Hauptversammlung in Königsberg: Fahre fort, fahre fort, Zion, fahre fort im Licht! Es mag ja Kreise geben, denen um seiner sinnfälligen Melodie willen dieses Lied wert ist; in eine Festversammlung, wo der Geistliche wie der Kirchenchor ihr Bestes geben wollen, gehört es nicht; nach Inhalt und Diktion bleibt es gar weit zurück hinter den Liedern eines Paul Gerhardt, Philipp Nicolai und so manches Andern. Nur das Allergediegenste und Vollendetste, was unser Kirchenliederschatz enthält, sollte man für solche Gelegenheiten auswählen.

Die politische Gemeinde Köln hatte, ungeachtet des heftigen Widerstrebens der Klerikalen, der Versammlung die Räume des Gürzenich zur Verfügung gestellt. Hier war im Quatermarksaal (im Erdgeschoß) das Anmeldebureau, im Börsensaal die öffentliche Vorversammlung am Abend des 30. September, im Isabellensaal die beiden nichtöffentlichen geschäftlichen Sitzungen der Abgeordneten, im großen Festsaal die beiden öffentlichen Abendversammlungen, so daß die Festteilnehmer den herrlichen spätgotischen Bau in seinen verschiedensten Räumen kennen lernten. Die beiden Abendversammlungen bildeten den Höhepunkt der Kölner Hauptversammlung. Man hatte die Begrüßungen durch die politischen und kirchlichen Behörden an den Anfang der ersten Abendversammlung gelegt, eine sehr zweckmäßige Neuerung, denn eine Zuhörerschaft von zweitausend Köpfen (der Saal war zum Erdrücken voll, und sehr Viele mußten ohne Eintritt zu finden wieder umkehren) fürchtet doch auch der wortreichste Redner zu ermüden. Leider haben aber die wenigsten Städte Deutschlands einen gleich würdigen Saal zur Verfügung, so daß geringe Aussicht ist, auch anderwärts so zu verfahren. In der zweiten Abendversammlung (2. Oktober) wurden hier die für die Diaspora bestimmten Geldgaben überreicht, nachdem die kirchlichen Gerätschaften bereits zwei Tage früher in der Trinitatiskirche beim Abendgottesdienst übergeben worden waren. An beiden Abenden hat die Versammlung, der nur eine kurze Erfrischungspause gelassen wurde, der dann die Ansprachen der Diasporageistlichen folgten, standhaft ausgehalten. Wenn die gleichzeitig abgehaltenen Abendversammlungen im Evangelischen Vereinshause in der Rheingasse, wo auch die beiden öffentlichen beratenden Versammlungen stattfanden, nur schwach besucht waren, lag dies daran, daß in Köln mit der Versammlung im Gürzenich eine andere gleichzeitige nicht konkurrieren kann.

2

Die wirtschaftliche Krisis, die seit Anfang dieses Jahres über Deutschland liegt und in dem Zusammenbruch der Leipziger Bank zu einer besonders schweren Katastrophe geführt hat, ist auch für die Gustav-Adolf-Stiftung unheilvoll gewesen. Hier Klarheit zu erhalten war darum besonders erwünscht. Das Giro-Guthaben des Vereins betrug, da am 1. Juli große Zahlungen bevorstanden, am Tage des Zusammenbruchs 185 000 Mark, von denen voraussichtlich nicht ganz die Hälfte verloren sein wird. Die in Vereinsbesitz befindlichen 9000 Mark Leipziger Bankaktien sind sämtlich aus Legaten an den Zentralvorstand gekommen, teilweise schon in den vierziger Jahren, die letzten 1875. Damit widerlegt sich von selbst der von manchen Seiten erhobene Vorwurf einer Börsenspekulation. Die Deckung des Verlustes soll durch Abschreibungen während der nächsten sieben Jahre vorgenommen werden, vorausgesetzt daß sich nicht Freunde des Vereins finden, die, wie bei der Leipziger Missionsgesellschaft, für den Verlust aufkommen. Erwähnt sei hier auch noch, daß der wegen seines betrügerischen Bankrotts in den letzten Monaten vielgenannte Direktor Terlinden mit dem gleichnamigen Vorsitzenden des Rheinischen Hauptvereins in keinerlei verwandtschaftlicher Beziehung steht, daß vielmehr lediglich eine Namensvetterschaft vorliegt.

Die weitschichtigen Verhandlungen darüber, ob und wie den Frauenvereinen ein fester umgrenztes Arbeitsfeld zu geben sei, sind, wie zu erwarten war, im Sande verlaufen. Das neu zur Diskussion gestellte Thema, wie das Interesse für die Gustav-Adolf-Sache am zweckmäßigsten zu fördern sei, fand seinen Referenten an einem Mitglied des Rheinischen Hauptvereins. Im Allgemeinen gilt, daß der Gustav-Adolf-Verein noch immer viel von der Rührigkeit der Heidenmission zu lernen hat. Was die Vereinslitteratur betrifft, so ist der Dresdener Gustav-Adolf-Kalender,*) wie der Zentralvorstand offiziell erklären ließ, außer aller Beziehung zum Verein und lediglich Buchhändlerspekulation, trotz all der vielen wohlklingenden Namen von eifrigen Gustav-Adolf-Freunden, die als angebliche Mitarbeiter auf dem Titelblatt zu finden sind. Ein wichtiges Mittel, das Interesse für die Diaspora zu heben, ist die große Reihe der bunten Hefte „Für Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins“, im Verlag der Firma Hugo Klein (Inhaber Jul. Pertz) in Barmen. Von so manch anderer Liebesarbeit wird der Verein beneidet um diese Sammlung, so daß sie in neuerer Zeit mehrfach kopiert worden ist. Gleichwohl hat sie in den letzten Jahren den Absatz nicht gehabt, den sie verdient. Ihre Verwendung bei den Gemeindegliedern kann nur aufs wärmste empfohlen werden.

*) Wohl zu unterscheiden von dem recht empfehlenswerten Gustav-Adolf-Kalender, der in Darmstadt bei C. F. Winter erscheint und jetzt seinen 48. Jahrgang erreicht hat.

Der Dresdener Hauptverein hatte den Antrag gestellt, die Hauptvereine zu ersuchen, ihre Beiträge zum gemeinsamen alljährlich auf der Hauptversammlung zu verteilenden Liebeswerk zu erhöhen. Der Berechtigung dieses Wunsches hat denn auch Niemand sich entziehen können, aber eine eingehendere Erörterung wäre wohl dienlich gewesen. Im Jahre 1847, als die große Liebesgabe zum ersten Mal zur Verteilung kam, hat Liebau in Schlesien 18 000 Mark erhalten, auf der Kölner Hauptversammlung Bentschen in Posen für den Neubau seiner Kirche nicht ganz 20 000. Erwägt man, in welchem Maße die Preise für Baumaterialien und Arbeitslöhne sich seit fünfzig Jahren erhöht haben, so bleibt die jüngste Liebesgabe weit hinter der des Jahres 1847 zurück. Andererseits ist es aber auch bei der jetzigen Höhe der Liebesgabe schon vorgekommen, daß auf der Dessauer Hauptversammlung der Referent über die Liebesgabe nachgerechnet hat, die Gemeinde Katusch in Posen würde, wenn sie die Gabe erhalte, mehr bekommen als der Bauanschlag für ihre Kirche erfordere. Solche Fälle werden aber, wenn der heutige Betrag der Liebesgabe etwa um die Hälfte erhöht würde, öfter vorkommen, und der Hilfe dringend bedürftige Gemeinden müßten dadurch vielleicht von der Aufnahme in die Terna ausgeschlossen werden. Die andre und ernstere Gefahr bei einer starken Erhöhung der Liebesgabe ist, daß die Baupläne aus der Diaspora kostspieliger ausfallen werden. Macht sich doch der unserer Zeit eigene Sinn für Veräußerlichung heute schon in den allerentferntesten Teilen der Diaspora geltend. Ihm darf der Gustav-Adolf-Verein nicht Vorschub leisten, so lange er mit dem Scherflein der Wittwe zu rechnen hat. Zweimal innerhalb der letzten zehn Jahre sind Gemeinden, die unter den drei vorgeschlagenen für die Weiterentwicklung protestantischen Lebens grade die wichtigsten waren, unterlegen wegen der hohen, wenn auch durch lokale Verhältnisse vielleicht begründeten Bausumme. So lange der Gustav-Adolf-Verein nicht im Stande ist, einer Gemeinde zum Kirchbau innerhalb eines einzigen Jahres 60 000 Mark zu zahlen, wie es der Bonifazius-Verein gelegentlich gethan hat, muß er an seinem Teil darauf achten, daß die Diaspora Maß halte in ihren Ansprüchen. Das „Zentralblatt der Preußischen Bauverwaltung" liefert alljährlich einige Beschreibungen von Kirchbauten, die, weil Patronatsbeitrag oder Gnadengeschenk geleistet worden ist, unter Aufsicht des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten ausgeführt worden sind, und darin gar manches Beispiel dafür, wie auch mit bescheidenen Mitteln sich ein würdiges Gotteshaus errichten läßt. Bei solchen Erwägungen will mir scheinen, daß es sich nicht empfiehlt die Hauptliebesgabe über 25 000 Mark zu erhöhen, wohl aber das Schmerzensgeld, das den beiden unterliegenden zufällt und heute durchschnittlich 6000 Mark beträgt, wo möglich auf das Doppelte zu bringen; denn grade diese Gemeinden kommen oft in besonders schwierige Lage.

Die Besorgnis, durch die Förderung der Evangelischen Bewegung in Oesterreich, dank welcher die beiden sächsischen Hauptvereine Leipzig und Dresden diesmal in die erste Stelle unter den Hauptvereinen gerückt sind, würden andere ältere Aufgaben hintenangesetzt werden, ist unbegründet gewesen. Die wachsenden Aufgaben haben auch die Mittel des Vereins wachsen lassen, aber, und dies mußte der Bericht des Schriftführers D. Hartung ausdrücklich betonen, die Aufgaben wachsen ins Ungemessene. Die Fürsorge für die Deutschen jenseits des Ozeans, in Brasilien, Chile und anderwärts, wo es gilt, deutsche Schule und evangelisches Leben zu erhalten, wenn das dort angesiedelte deutsche Element seine Nationalität bewahren soll, giebt für die Vereinsarbeit ganz neue Perspektiven. Die Aufnahme Barcelonas unter die Dreizahl der Gemeinden, die für die große Liebesgabe vorgeschlagen wurden, ist auch ein Zeugnis dafür, daß die deutschen Auslandsgemeinden in Zukunft besser bedacht werden sollen. Aber auch im Deutschen Reich wachsen die Anforderungen fortwährend, und kein Ende ist mehr abzusehen, daß die Verschiebung der Konfessionen aufhören könnte. Dazu die schier endlosen Bedürfnisse für die riesengroße Evangelische Diasporakirche in Oesterreich-Ungarn schon in ihrem bisherigen Umfang. Und nun gar die stetige Ausbreitung der Evangelischen Bewegung. Auch der neueste Vorschlag, ihr Einhalt zu thun durch Begründung eines Bistums für Deutschböhmen, wird wenig helfen. Wem immer dieser Bischofsstuhl zugedacht werden mag, er wird spätestens an dem Tag, da der vielgeprüfte Kaiser Franz Josef die Augen schließt, mit den übrigen Mitgliedern des Episkopats wieder zum Verräter werden am Deutschtum. Wie in Oesterreich, so gährt es im Katholizismus Frankreichs. Fünfhundert katholische Geistliche haben ihren bisherigen Beruf aufgegeben. Einer ihrer hervorragendsten Vertreter, Abbé Bourrier, der Herausgeber der Zeitschrift Le Chrétien Français, berichtete selbst von seinen Erlebnissen. Dazu die evangelische Kirche Belgiens, geteilt in eine Staatskirche, zu der auch vier Gemeinden deutscher Zunge gehören, und eine freie Missionskirche, über deren gegenseitiges Verhältnis Pastor Meyer aus Antwerpen berichtete. Allenthalben öffnen sich neue Kanäle dem evangelischen Leben in Gebieten, die ihm bis vor Kurzem für immer verschlossen zu sein schienen.

1 499 402 Mark haben die Verwendungen des abgelaufenen Rechnungsjahres betragen, 138 479 Mark mehr als im vorangegangenen. Zur Einweihung gelangt sind 43 Kirchen und Bethäuser, 10 Pfarrhäuser, 7 Schulen bezogen. Der diesjährige Unterstützungsplan hat 1911 Gesuche aufzuweisen. Auch bei wachsenden Einnahmen heißt es da: Wie Wenig unter so Viele!

3

Es war ein glücklicher Gedanke des Rheinischen Hauptvereins, die beim Feste zu überreichende Geldgabe wenigstens zum größeren Teil für Oesterreich und die Evangelische Bewegung zu bestimmen. In die Dreizahl der Gemeinden für die Liebesgabe hat daher diesmal eine österreichische Gemeinde nicht aufgenommen werden müssen. Mit einem Festangebinde von nahezu 150 000 Mark in bar, wie in Köln, ist noch kein anderer Hauptverein auf der Hauptversammlung erschienen. Hier haben Viele mitgeholfen und mit viel Liebe. Diese Sammlungen haben stattgefunden in einer Zeit wirthschaftlicher Krisis, und während gleichzeitig ein Defizit der Rheinischen Missionsanstalt von 180 000 Mark gedeckt worden ist. Es mag viel Wohlstand im Rheinland sein, aber daß man im Westen besser zu geben weiß als anderwärts, hat die letzte Gabe bewiesen, die der letzte Redner auf der beratenden Versammlung des zweiten Tags überreicht hat: ein lothringischer Pfarrer brachte 500 Mark aus einer Gemeinde von armen Bergarbeitern, bestimmt für das neu gegründete Horschowitz in Nordböhmen. Durchgängig war den Gaben beigefügt, daß sie zu sofortiger Verwendung bestimmt seien. Die lange Reihe der Vertreter der Diaspora, die in den Abendversammlungen zu Wort gelangt ist, wird wohl Keinen der Anwesenden darüber in Zweifel gelassen haben, wie mannigfache und schwere Notstände bei den Glaubensgenossen der Zerstreuung vorhanden sind.

Kirchenrat D. Pank, der Vorsitzende, hat auch diese Tagung mit großem Geschick geleitet. Seine Erklärung, wie die evangelische Kirche die Worte des Apostolikums verstehe: „Eine, heilige, allgemeine, christliche Kirche", die kürzlich der Osnabrücker Katholikentag geglaubt hat für Rom in Anspruch nehmen zu dürfen, fand lebhaften Widerhall in der Versammlung.

Die Grundsteinlegung der Kirche in Troisdorf, einer Filiale von Siegburg, am Morgen des 4. Oktober bildete den würdigen Abschluß der Kölner Hauptversammlung. Wie in ödem Haideboden, nachdem ein paar größere industrielle Unternehmungen angelegt sind, in wenigen Jahren eine kleine Stadt heranwächst, typisch für so viele Gemeinden der rheinischen Diaspora, davon liegt in Troisdorf ein lehrreiches Beispiel vor. Die Gemeinde bedarf noch fleißiger Unterstützung zum Bau ihres Gotteshauses. R Weil

Christentum und Nationalismus

1. Zur prinzipiellen Erörterung

Zu dem jüngst hier wieder aufgenommenen Thema erbitte auch ich mir in der Christlichen Welt das Wort. Zwar

wäre ich ohnehin mit meiner Sache gekommen, die eben stattgefundenen Erörterungen veranlassen mich aber, gerade im gegenwärtigen Moment vorzutragen, was mir am Herzen liegt. Ich bitte außerdem noch, mir zu erlauben, daß ich etwas Persönliches voranstelle. An sich habe ich dazu so wenig Neigung, wie nur sonst Irgendjemand, aber in diesem Falle ist, was ich zu sagen habe, so eng damit verknüpft, daß ich nicht gut ganz davon absehen kann.

Ich bin gerade jetzt in die Politik gegangen, die Veit der Unchristlichkeit anklagt und die Maurenbrecher bewußt aus der absoluten Herrschaftssphäre unserer überlieferten evangelischen Moral fernhalten will. Ich habe es aus keinem anderen Grunde gethan, als weil ich schließlich innerhalb der Theologie und der christlichen Ethik, unter deren Einfluß ich mich befand, wegen der dort herrschenden Abneigung gegen ein radikales Anpacken der christlichen und der ethischen Probleme, die uns bedrängen, Nichts mehr anzufangen wußte. Ich von meinem Standpunkte aus kann mich nicht anders ausdrücken; anderwärts wird man wahrscheinlich finden, daß die Schärfe der verschiedenen Fragen, die ich so schwer empfinde, teils nicht existiert, teils schon genügend in Rechnung gezogen wird.

Als ich zum ersten Male in Berührung mit der modernen Theologie kam (vor jetzt elf Jahren), hatte ich schon ein akademisches Studium hinter mir. Trotzdem oder auch gerade darum zog sie mich, die neue Wissenschaft, mächtig an, und es dauerte nicht lange, so hoffte ich, in ihr meinen Lebensberuf zu finden. Fühlte ich doch, wie mir ein neues, bisher nicht gekanntes inneres Leben aus ihr quoll. Allmählich wuchs ich aber auch in die mir von der baltischen Heimat her noch fremd gebliebenen nationalen, politischen und sozialen Probleme des deutschen Volksdaseins hinein. Es war die Zeit der erwachenden evangelisch-sozialen Bewegung. Zu der Frage nach dem Verhältnis von persönlichem Evangeliumsglauben und sozialer Massennot gesellte sich dann bald die nicht minder peinigende nach dem Recht oder der Pflicht unserer Selbstbehauptung unter den Weltvölkern, die nur möglich ist durch rücksichtsloses Erobern des „Platzes an der Sonne." Im Innern des Volkes ringen die aus der Tiefe emporsteigenden Massen um Licht und Luft, um politische Macht; nur wenn sie die haben, können sie ihr materielles und geistiges Dasein verbessern. Nach Außen kämpfen wir mit unsern Mitbewerbern um Weltmarkt und Weltmacht — solange es geht mit Finanzinstituten und Maschinen, und wenn das nicht mehr ausreicht, mit Panzerschiffen und rauchlosem Pulver. Und hier ließ mich die Theologie, der ich mich ergeben hatte, im Stich.

Was sagt Jesus zu der Not, in die uns unsere Zeit bringt?

Jesus trat auf mit einem Wort von Gott an die Menschen, und wenn einer auf seine Rede hört, so setzt das voraus, daß er mit ihm darüber eins ist: wir sind schuldig, nach Gottes Wort zu thun. Auf die Frage nach seiner Vollmacht berief Jesus sich auf die Erfahrung seines besonderen Verhältnisses zu Gott; Niemand könne Gottes Willen so erkennen wie er, weil Niemand Gott so nahe stehe wie er. Das kann man ihm glauben oder nicht glauben und sich je nachdem zu seinem Evangelium stellen; glaubt man ihm aber die Voraussetzung seiner Predigt, daß er Gott näher stand, als je einer vor ihm gestanden hat oder nach ihm stehen könnte, so muß man auch Ernst mit der alsdann unabweislichen Folge machen, daß in dem, was er uns gesagt hat, wirklich die Kundgebung Gottes an uns enthalten ist, und zwar so, daß wir in Betreff dessen, was Gott von uns will, inhaltlich nie über die durch Jesus geschehene Offenbarung hinauskommen werden.

Das Evangelium Jesu hat zum Kern die Idee von der Gottesherrschaft. Er selbst hat Nichts weiter gewollt, als in der Welt diese Gottesherrschaft heraufführen: den Stand der Dinge, daß Nichts geschehe, was nicht Gottes Wille ist. Das war Jesu Weltziel — freilich nicht eine Institution, sondern ein Prinzip des Geschehens; sein persönliches Lebensziel aber das Thun des Willens unseres Vaters im Himmel. Die Enden der Erde, auf der Gottes Wille geschehen sollte, lagen freilich für ihn bei den Römern und Parthern, und das Gottesreich, glaubte er, würde schon seine Generation erleben. Unter dieser Voraussetzung gab er eine Reihe praktischer Fingerzeige, wie man sich verhalten solle, um ein Erbe des Reichs zu werden. Wir wissen, daß die Erde größer ist und daß die Menschheit nicht am Ende, sondern eher am Anfang ihrer Entwicklung steht — aber was hat sich denn dadurch an unserem Verhältnis zu jenem Wort geändert, Gottes Wille sei der, daß allen Menschen geholfen werde, zu ihm zu kommen? Wenn die modernen Arbeitermassen ihr Teil am Leben und an den Gütern des Lebens verlangen — welcher anderen Frage bedarf es denn da, außer der, ob ich der Verwirklichung des Weltziels Jesu diene, wenn ich ihnen helfen will nach dem Maße meines Könnens und Begreifens? Kann ich, muß ich das bejahen, dann brauchen mich weder Skrupel noch Zweifel mehr zu plagen, wenn man mir irgend ein Einzelwort von Jesus oder Paulus oder sonst Jemand aus dem Neuen Testament entgegenhält. Die Quadratur des Kreises oder daß ich Anweisungen, die unter einer bestimmten Voraussetzung gegeben wurden, auch unter der gegenteiligen befolge, verlangt Jesus ja garnicht von mir! Auf den Willensentschluß kommt Alles an, mit dem ich mein Werk thue; ist der gefaßt und lautet er für Jesus, so habe ich weiter Nichts mehr einzusetzen, als meine Kraft und meine Einsicht, so groß oder klein sie nun gerade ist. Mache ich falsche Schlüsse, so bin ich für sie nur intellektuell, nicht aber sittlich verantwortlich.

Mit diesem Glauben, daß, was ich auch immer thue, in religiöser Hinsicht das Gottesreich der Endgedanke sein müsse, habe ich mich also an den Aufgaben der praktischen Politik zu orientieren. Irgendwie muß ich bestrebt sein, die gegenwärtigen Verhältnisse so zu beeinflussen, daß ein Fortschritt in der Richtung des Weltziels herauskommt. Dabei gilt natürlich das Wort, daß wo man Holz haut, Spähne fliegen. Oder giebt es irgendwo ein religiöses oder sittliches Axiom, daß man nicht die Beseitigung eines objektiven Schadens im Volksleben anstreben dürfe, weil Menschen oder Menschenklassen existieren, deren Dasein eben durch die Fortdauer dieses Schadens bedingt ist? Wenn ich glaubte, daß wir alle mit einander das Ende dieser Welt und das Gericht im Sinne Jesu erleben würden, so würde ich mich natürlich nicht länger um das Koalitionsrecht für die ländlichen Arbeiter in Preußen bekümmern; da aber jener Glaube heute eine große Thorheit wäre, so muß ich Allem zuvor den Versuch machen, diejenigen ethischen und religiösen Prinzipien, die sich aus der Predigt Jesu von der Gottesherrschaft auf Erden als dem Welt- und Menschheitsziel ergeben, nach bestem Vermögen und Gewissen in Wahl und Richtung meiner Lebensarbeit zum Ausdruck zu bringen.

Wie mit der inneren, so steht es natürlich auch mit der äußeren Politik. Ich habe die Ueberzeugung, daß menschlich gesprochen von der Selbsterhaltung des deutschen Volkes, d. h. an dem Wirksambleiben seiner besonderen Art, seines inneren Gesamtgehalts an Wissen, Wollen und Empfinden, auch ein Stück von der Verwirklichung des Gottesreichs in irgend welcher Zukunft abhängt. Zu diesem Urteil bin ich vollauf berechtigt, wenn ich überschlage, was bisher in dem kurzen Stück Geschichte, das wir übersehen können, von unserer Seite her an Kapital für die Verbesserung der gesamten Menschheitsbilanz eingeschossen ist. Ein anderes Urteil als dieses auf den einstweilen wahrnehmbaren historischen Thatbebestand begründete kann mir weder ein Mensch noch Gott zumuten. Damit ist gegeben, daß ich mich auch als Christ von ganzem Herzen an deutscher, nationaler Machtpolitik beteilige und mich ihrer freue. Wer eine pessimistische Auffassung vom Deutschtum hat, wird anders handeln; ich habe sie aber nicht, und damit ist mir mein Weg gewiesen. Auch so noch bleiben im Inneren wie nach außen genug sittliche Probleme übrig, und eine Politik, die menschlich unsittlich und unanständig ist, wird das natürlich vom christlichen Standpunkte aus erst recht sein. Es hat aber noch Niemand im Ernst behauptet, daß ein Politiker als Mensch der Unsittlichkeit verfallen müsse. Braucht er es als Mensch nicht, so braucht er es auch nicht als Christ, und was die versuchliche Schwere des Lebenswagens

anbetrifft, so möchte ich wenigstens immer noch lieber ein Politiker sein, als ein Pfarrer.*) Paul Rohrbach

Selbstanzeigen

Brauchen wir neue Offenbarungen? Von Willy Veit, Pfarrer in Manchester. Hefte zur Christlichen Welt Nr. 50. Tübingen, Mohr. 53 S. 90 Pfg.

Die Gedanken dieser kleinen Schrift sind herausgeboren aus den Grundsätzen und Anschauungen, die uns einst die christlich-soziale Bewegung, den Evangelisch-sozialen Kongreß, die Weckung des sozialen Gewissens der Kirche brachten. Der Verfasser hält fest an dem Ideal, für das einst so Viele sich begeisterten und das so Viele wieder bei Seite schoben. Daß ichs offen sage: ich kann nicht loskommen von dem Gedanken der Verchristlichung der Welt. Der Glaube daran ist ein gut Stück meiner Frömmigkeit. Diese würde Schaden leiden, wenn jener ein Phantom wäre. Merkwürdig: die Praxis hat so Vielen das glühende Feuer ausgelöscht, das in ihren Universitätsjahren brannte, mir ist es entgegengesetzt gegangen. Die Ideale, die einst unter der Einwirkung von Stoecker und Naumann die Studentenseele erfüllten, haben in der Praxis ihre Feuertaufe erhalten. Nie haben mir die alten Forderungen von der Durchdringung aller Lebensverhältnisse und Kulturkräfte mit dem Geist Jesu Christi so wuchtig auf die Seele gebrannt, als seitdem ich mitten drinn stehe in der Arbeit gegen Versuchung und Elend. Freilich nie war mir aber auch das Problem gewaltiger, seine Entwirrung ferner, unsere heutige Ohnmacht gewisser, die Abkühlung bei Anderen psychologisch verständlicher. Das Leben der Völker ist noch verschlungener und die Fäden, durch die die Menschen untereinander zusammenhängen, sind noch verwirrender in der Wirklichkeit, als es uns einst beim Studium der Nationalökonomie, in den Hörsälen und Ferienkursen, und in der jugendlichen ersten Begeisterung schien. Ich kann verstehen, daß Manche zum alt-lutherischen Satz zurückgekehrt sind, daß wir nur das Wort treiben sollen. Ich kann den Rückzug nicht mitmachen. Weil die Fäden des Lebens so verwirrt sind, weil Frömmigkeit und Sittlichkeit unseres Volkes zusammenhängen mit den Wohnungen, in denen es wohnt, und mit der Nahrung, die es hat, drum kann ich mich nicht auf das Wort zurückziehen, auch wenn ich fühle, wie diese ganze soziale Hilfsarbeit, die wir heute thun, nur die Oberfläche berührt. Wir thun Samariterdienste. Wir pflegen, so gut oder so schlecht es geht, die, die man uns von dem Kampfplatz der Arbeit und des gegenseitigen Niederringens ins Lazareth bringt. Wir sind ohnmächtig gegenüber der wahren Ursache dieser Wunden, die wir schlecht genug verbinden und die wir meist unverbunden lassen müssen, sodaß ihr Träger sich verblutet. Dann sehen wir mit Grimm und Sehnsucht hinaus auf den Kampfplatz: wie viel wichtiger wäre es, wie viel segensreicher, wir könnten Etwas thun zur Verminderung dieses Kampfes. Aber wir sind ohnmächtig. Es geht uns im Großen so wie jetzt im Kleinen beim südafrikanischen Krieg. Wir fühlen, wie schamlos es ist, und wir können Nichts thun. Wir haben Nichts in der Hand, womit wir ändernd eingreifen könnten in den Gang der Maschine modernen Lebens, jener Maschine, die Nichts weiß von dem ewigen Wert einer einzigen Menschenseele und von der Schuld ihrer Schädigung. So stehen wir da als müßige oder innerlich überkochende Zuschauer. Noch mehr als dies. Wir sind mehr als Zuschauer. Wir sind selbst ein Stück an dieser Maschine. Ob wir wollen oder nicht: wir sind eingespannt in die Gesellschaftsordnung des Egoismus und handeln selbst, müssen handeln nach dem ehernen Gesetz, unter dem diese Gesellschaftsordnung uns Alle gefangen hält. Die heutigen Zustände im Staats- und Völkerleben, in Politik und Wirtschaft, im Erwerbs- und im Handelsleben sind für die christliche Frömmigkeit unerträglich, und sie fühlt sich ohnmächtig. Es braucht eine ungeheuere innere Kraft und ein Maß von innerer Gewißheit zu dem Beruf, hier einzugreifen, die uns weder die nationalökonomische Wissenschaft noch die Einzelerfahrung des praktischen Lebens geben kann. Es braucht eine Schöpferkraft dazu, und schöpferische Kraft kommt nie auf diesem Wege. So wenig die theologische Wissenschaft eine neue Religion in den Gemütern der Menschen entzünden kann, so wenig kann die Nationalökonomie uns die Kräfte geben, um in uns selbst das Bild einer neuen christlichen Ordnung der Gesellschaft entstehen zu lassen und Andere für dies Bild zu gewinnen. Eine kurze Zeit waren wir mehr als Zuschauer, fühlten wir schöpferische Kraft durch unsere Pulse strömen. Es war damals, als wir in dem „historischen Jesus" die Kräfte enthalten glaubten, die eine Umgestaltung unserer heutigen Zustände ermöglichen könnten, damals als wir die Evangelien in die heutige Zeit übersetzen wollten. Der historische Jesus hat wohl innerlich die Kraft gehabt, uns mit Mut und mit der Gewißheit zu erfüllen, daß unser Ziel richtig, d. h. christlich ist. Aber wir fanden bei ihm nicht die äußeren Mittel, die zur Arbeit nötig waren; seine Zeit und unsere Zeit war zu verschieden. So stehen wir wieder unter einem furchtbaren Druck. Die Aufgabe, in die unser Gott uns gestellt hat, ist gebieterischer als je, und das Gefühl der Ohnmacht gegenüber dieser Aufgabe wird stets wuchtiger und herzzerreißender. Unter diesem Druck ist das Schriftchen entstanden.

Wer bei dem Ebengesagten Etwas in seiner Seele mitzittern oder nachzittern fühlt, für den ist das Heft geschrieben. Er hat die Fähigkeit, es zu beurteilen und es zu verstehen. Wer noch nie diesen Druck verspürt hat, wem noch nicht angst und bange gewesen ist im Blick auf unser heutiges Leben, der lasse das Schriftchen ungelesen. Er erspart sich und mir eine Enttäuschung.

Manchester Willy Veit

Vorträge über das Leben Jesu Christi. Von K. Furrer. Zürich (Müller und Werder), 264 S. 4 Mk.

Wie steht es mit der Kenntnis und dem Verständnis des Lebens Jesu Christi unter den Laien? Das ist eine Frage, der wir immer wieder mit allem Ernste nachgehen sollten. Was hilft es, wenn die Theologen das gründlichste Wissen über Christus besitzen, wenn die Laien nicht einmal den elementarsten Forderungen hierin genügen? Wer namentlich in Städten Nachfrage hält, der wird sehr oft zum schmerzlichen Ergebnis gelangen, daß in allen Schichten des Volkes Jesus Christus viel zu wenig bekannt ist, und daß manchmal auch religiös angeregte Menschen nur ein sehr dürftiges und verschwommenes Bild von ihm in der Seele tragen. Christus den Laien zu zeigen, wie er ist, und damit neue begeisterungsvolle Liebe für ihn zu entzünden, ist eine Hauptaufgabe für alle Geistlichen, die das Volk aufrichtig lieb haben.

Es ist aber sehr viel Oberflächlichkeit, Mangel an religiösem Sinn, Zweifelsucht und tiefes Mißtrauen gegen die Theologie zu überwinden. Wer Laien gewinnen will, darf sich weder der Sprache Kanaans noch der Sprache der theologischen Spekulation bedienen, sondern muß möglichst schlicht und verständlich reden. Auch muß er den Zuhörern den Eindruck machen, daß er auf dem Boden ernster Wissenschaft steht und nicht aus Aengstlichkeit von der vollen Wahrheit Etwas zurückhält. Sie werden steigendes Vertrauen zu ihm gewinnen, je deutlicher er zu zeigen vermag, daß keine Persönlichkeit der Weltgeschichte die strengste Kritik so gut aushält wie Jesus Christus, daß er durch den unbefangenen Vergleich mit andern Meistern der Religion nur gewinnt.

Für Zeichnung des zeitlichen Gewandes und Darstellung des landschaftlichen Kolorits kam dem Verfasser zu gute, daß er vor Jahren das heilige Land zu Fuß kreuz und quer durchwandert und mit dem eigenartigen Leben des Morgenlandes sich durch eigene Anschauung vertraut gemacht hatte. Religionsgeschichtliche Vergleiche legten sich ihm nahe, weil er seit vielen Jahren von Amts wegen religionsgeschichtliche Vorlesungen hält. Um aber mit seinen Zuhörern möglichste Fühlung zu gewinnen, lud er sie ein, ihm Fragen und Bedenken, die beim Anhören der Vorträge sich ihnen aufdrängten, schriftlich vorzulegen. Dieser Einladung wurde von vielen Seiten Folge geleistet. Einige der wichtigsten Antworten auf die vorgelegten Fragen wurden in die Schrift aufgenommen, damit auch die Leser ersehen, welche Punkte die Laien vor allem erörtert haben wollten. Es lebt im Gemüte des Volks eine große Liebe zu dem historischen Jesus Christus; man braucht sie nur zu wecken. Davon durfte der Vortragende Zeuge sein.

Zürich K Furrer

Lucas Heland. Roman. Neue Ausgabe von Karl Albrecht Bernoulli. Berlin, Wiegand und Grieben, 1901. 264 S. 3 Mk.

Am selben Tage, da ich eben den letzten Korrekturbogen gelesen hatte, sah ich in einem Schaufenster die Broschüre liegen: „Der evangelische Pfarrer in moderner Dichtung." Sie versetzte mich in die willkommene Lage, über die Gesellschaft, der sich das Buch nun zum zweitenmal einverleibte, mich des Näheren zu informieren. Wie es sich daselbst ausnimmt, steht mir zu beurteilen nicht zu. Einen bereits veröffentlichten Roman wesentlich umzuarbeiten, ist, auch wenn die Umgießung gelingt, immer eine bedenkliche Sache. Dennoch war es für mich eine innere Notwendigkeit, die unfertige Gestalt des ersten und damals absichtlich pseudonymen Entwurfes nochmals vorzunehmen. Der Konzeptionsfehler der ersten Fassung lag in der nicht hinreichend scharfen Sonderung des kirchlichen Frondeurs von dem homo religiosus, die vielmehr beide in einer einzigen Person vereinigt waren; dadurch war ein innerer und befriedigender Abschluß der Erzählung von vornherein vereitelt. Diesmal habe ich nun die Religion in die ihr gebührenden Rechte eingesetzt und das Motiv der Kirchenflucht nur noch zu einer psychologischen Durchgangsepisode verwendet. Ferner lag mir daran, meine Arbeit aus den Niederungen der Reflexion und des Raisonements, in denen sie das erste Mal noch stecken geblieben war, zur künstlerischen Durchsichtigkeit einer epischen Dichtung zu erheben. Völlig wird mir das kaum gelungen sein, da schon der Stoff — individuelles religiöses Innenleben — einer Versinnlichung durch die Dichtkunst abhold ist. Daher habe ich diesmal auch diejenige Darstellungsform gewählt, die am Begriffe des Kunstwerkes noch die meiste Dehnbarkeit läßt: den Ich-Roman. Sonst ist Autobiographisches in dem Buche sogut wie nichts mehr enthalten. Als Ganzes freilich soll es jetzt noch mehr wie früher ein kräftiges persönliches Bekenntnis sein, zumal es mir nun weniger um Selbstbefreiung zu thun war, als um aufrichtige Pietät vor den großen Gedanken, die meinem bisher betriebenen Berufe zu Grunde liegen. Nun mich aber das Leben gegen meinen Willen Aufgaben zugeführt hat, die ich einstmals trotz vorhandener Neigung hinter jener ersten

*) Es folgt: 2. Aufruf zur praktischen Mitarbeit. Die theoretisch-prinzipiellen Erörterungen zur Sache müssen für dies Jahr mit Obigem geschlossen sein. Nur behält sich der Herausgeber für nächste Nummer eine letzte Bemerkung vor. D H

glaubte zurücksetzen zu müssen, hoffe ich mit diesem Buche mich wenigstens in einer Weise zu verabschieden, für die meine ehemaligen Freunde oder Gegner einiges Wohlwollen vielleicht zu erübrigen vermögen.

Berlin Karl Albrecht Bernoulli

Kleine Mitteilungen. Ein wahrer Hexenkessel sittlicher und ästhetischer Verwirung ist zur Zeit Elberfeld. Wir gehören nicht zu denen, die das eigentümliche Christentum, das im Wupperthal gepflegt wird, zur Zielscheibe ihres Spottes oder ihrer unbedingten Abneigung machen: dafür hat es zu viel Ernst, Tiefe und opferfreudige Bewährung. Aber wenn dies Christentum an die Kunst kommt, wird es fürchterlich. Man denke! Der Elberfelder Verschönerungsverein stiftet der Stadt einen Neptunbrunnen. Schon die Thatsache an sich, daß „Neptun mit dem Dreizack und seinem häßlichen Hofstat" auf dem Elberfelder Neumarkt die — Brunnenfiguren stellte, bewegt einen dortigen Pfarrer (!), „sich verwundert die Augen zu reiben und sich zu fragen: Befindest du dich an den Ufer des Cephissus und Ilissus oder an dem der Wupper? Scheint die Sonne Homers auf dich herab oder stehst du im Schein der Gnadensonne . . . ?" Vgl. Reformiertes Wochenblatt, Elberfeld 25. Oktober. Unsereinem klingt das wie Blasphemie. Aber den Hauptanstoß bot doch die Nacktheit einzelner Figuren. Die heilige (?) Einfalt, die vor nächtlichen Verstümmelungen nicht zurückschreckte, hat sich in Protestversammlungen auf das „Einverständnis mit den hochwürdigen Pfarrern der evangelischen Gemeinden" berufen. Das stimmt nun Gott Lob nicht ganz, wie jenes selbe Blatt vom 1. November durch seine Mitteilungen aus der Sitzung des reformierten Presbyteriums beweist. Was für Qualen mögen aber kunstfrohe Theologen und Christen im Wupperthal gegenüber dieser unheimlichen Wolke von Unverstand und mißleitetem Schicklichkeitsgefühl ausstehen! Der Schade ist ja unter allen Umständen da: die Naivität ist weg! Und wer trägt die Schuld? Im Anfang des Rummels, als man noch nur die Katholiken wider den Brunnen eifern sah, erschien ein Gedicht „Himmeldonnerwetter": abdrucken möchten wirs nun gerade nicht, und „christlich" ists auch nicht, im Gegenteil, Ueberschrift und Kehrreim sind abscheulich, aber Recht hats. Nicht das Gedicht, aber sonst Unterrichtendes findet sich u. A. in der Täglichen Rundschau 254.

Als ich neulich in Freundeskreise vorschlug, wir wollten bei nächster solenner Gelegenheit über das rechte Verhältnis christlicher Frömmigkeit zur ästhetischen Welt verhandeln, fand ich wenig Gegenliebe. Ich weiß nicht recht, ob man das Thema zu schwierig oder zu einfach fand. Die Lex Heinze hat gerade uns evangelischen Christen gezeigt, wie unsicher und uneinig wir in der Frage des Schönen und Häßlichen sind, in der Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Moral. Von den Vorgängen im Wupperthal zu dem Kinzelschen Vortrage auf dem Eisenacher Kongreß für Innere Mission führt eine gerade Linie! Unsre Ablehnung dieses Vortrags in Nr. 42 hat uns die warme Zustimmung eines kunstsinnigen Mannes gebracht, der sein Standort im streng konservativ-kirchlichen Lager hat, aber Etwas von Kunst versteht! Dafür können sich manche von unsern nächsten Freunden nicht mit unsrer Haltung in aesthenticis befreunden! Nun, Elberfeld bestärkt uns nur in der Zuversicht, daß wir in Sachen der Kunst auf dem rechten Wege sind. R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Hannover. Mittwoch 13. November 5 Uhr bei Wachsning (Schillerstraße 25): Haeckels Welträtsel und seine Gegner.

Leipzig. Donnerstag 7. November 8 Uhr bei Kitzing und Helbig: Katechismusunterricht auf der Oberstufe der Volksschule (Pfeifer).

Kirchlich-Theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg

Dritte öffentliche Jahresversammlung

am Dienstag den 26. November d. J. nachm. 5 Uhr in Berlin, Hôtel Saxonia, Königgrätzerstraße 10

(dicht am Potsdamer Platz)

Tagesordnung:

1. Eröffnung und Jahresbericht des Vorsitzenden D. Scholz.
2. Vortrag des Professors D. Harnack: Aufgaben und Grenzen der Neutestamentlichen Schriftauslegung und der historischen Theologie.
3. Aussprache.

Heute früh entschlief in Potsdam nach kurzem Leiden mein lieber Mann,

der Pastor am Friedrichs-Waisenhaus zu Rummelsberg

Dr. Friedrich Hubert

im 32. Lebensjahre.

Römer VIII, 28

***Potsdam-Wildpark**, den 27. Oktober 1901*

Im Namen der Kinder und Hinterbliebenen

Frieda Hubert

geb. Heydemann

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Verlag **T. F. Rohr, Vegesack:**

Weihnachtsspiel

von **Ernst Baars,** Pastor

In Vegesack am Gemeindefamilienabend mit grossem Erfolge aufgeführt.

Preis 50 Pfg.; billigere Ausgabe zu Partiepreisen.

Pensionat für nervöse junge Mädchen gebildeter Stände

im Heimathause des Ev. Diakonievereins **Berlin-Zehlendorf**
(Prof. D. Dr. Zimmer)

Pensionat für Fortbildungsunterricht

Wiesbaden, Haus Sesam

Sprachen, Geschichte, Litteratur, Musik, Malen, Tanzen und Haushaltung. Fünf Minuten vom Walde. Schöner Garten mit Turnhalle. Pension 900 Mark.

L. Harcourt, Vorsteherin.
Anfragen vermittelt **Rade, Marburg**

PIANINOS von M. 350.— an

HARMONIUMS von M. 80.— an

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten. Gr. illustr. Katalog gratis-franco **Wilh. Rudolph, Giessen,** M. 6.

Hessische Glasmalerei u. Kunstglaserei

K. J. Schultz Söhne

gegründet 1850 **Marburg a. L.** gegründet 1850

empfiehlt sich zur Anfertigung stilgerechter

Glasmalereien und Bleiverglasungen für Kirchen etc.

in künstlerischer und gediegener Ausführung. Zahlreiche Referenzen von kirchlichen Behörden. Kolorierte Skizzen und Kostenanschläge gerne zu Diensten. Billigste Berechnung bei weitgehendsten Zahlungserleichterungen.

Bei Bedarf an Drucksachen Papieren u. Couverts Schreibmaterialien hole man Preise ein von

Buchdruckerei Bauer, Marburg

Comeniushaus in Cassel

Töchterheim des Ev. Diakonievereins. Wissenschaftliches Pensionat mit Kindergärtnerinnen- und Lehrerinnenseminar

Semesterbeginn Mitte April und Mitte Oktober

Näheres durch den Vorsitzenden des Kuratoriums
Geh.-Rat **Hasse, Cassel**

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Unter der Presse:

Im Lande Jahwehs und Jesu

Wanderungen und Wandlungen vom Hermon bis zur Wüste Juda

Von

Lic. Dr. **Paul Rohrbach**

8. ca. M. 6.—. Gebunden ca. M. 7.50

Vorwort:

„Die nachfolgenden Kapitel sind die Frucht einer Reise durch Palästina im Herbst des Jahres 1898. Die Reise und die Niederschrift des unterwegs im Geiste Erlebten waren einmal gedacht als ein Stück Vorbereitung auf theologische Lehrthätigkeit. Statt dessen ist dies Buch für den Verfasser ein Abschied von der Theologie geworden; vielleicht nicht auf immer, aber doch für die nähere Zukunft. Wer sich für die Gründe interessiert, wird sie unschwer zwischen den Zeilen lesen können: Niemandem zu Liebe, Niemandem zu Leide."

Soeben ist erschienen:

Die

Lehre Jesu

Von

D. H. H. Wendt

ord. Prof. d. Theol. in Jena

2. verbess. Auflage

12 M., in Halblederband 13 M. 85 Pfg.

Seit dem Erscheinen der 2 bändigen 1. Auflage sind so wertvolle Untersuchungen über die Predigt Jesu veröffentlicht, dass viele Abschnitte ganz neu geschrieben werden mussten. Die Darlegung seiner kritischen Auffassung der evangel. Quellenberichte hat der Verfasser jetzt auf einen kurzen Abschnitt beschränkt. Die Darstellung des grossartigen Gegenstandes ist noch mehr abgerundet und fesselt auch den Nichttheologen in hohem Maasse.

Vandenhoeck & Ruprecht
Göttingen

Aus Höhen u. Tiefen

Ein Jahrbuch für das deutsche Haus

Herausgegeben von

Prof. Dr. **K. Kinzel** und Reg.- u. Schulrat **E. Meinke**

V. Jahrgang

Preis elegant gebunden M. 4

Aus dem Inhalt: Joh. Dose, Eine Königin von Dänemark. Erzählung. — H. Schätti, Die Schweigerin. Eine Schweizer-Geschichte. — Bosse, D. Dr. Staatsminister, Im Mai des Lebens. Aus meiner Studentenzeit — H. Groschke, Die vortreffliche Mutter. Eine Erzählung. — O. Schultze, Red. d. „Quellwasser", Allerlei modernes Heidentum. — Prof. Dr. K. Kinzel, Bredenbräckers Geschichten aus Südtirol. — Prof. D. R. Seeberg, Wozu ist der Mensch auf der Welt? — Andrä-Roman, Drei pommersche Junker. — Peter Rosegger, Den Zug versäumt. Erzählung u. s. w.

Verlag von Martin Warneck
Berlin W. 9

Le Chrétien Français

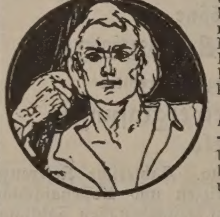
Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Directeur: **A. Bourrier,** 93 rue Brancas, Sèvres
Bureaux: 12 rue Vivienne **Paris**
Abonnement: 6 frs. un an

Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.— f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 43. Versammlungen: 31. Kongreß für Innere Mission in Eisenach (Schluß); 14. Generalversammlung des Evangelischen Bundes 1 — Römische Kirche: Die neuesten Ernennungen in Elsaß-Lothringen (Benzler, Zorn von Bulach, Spahn)

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Hashagen, Prof. D. Fr., **Die kirchl. Armenpflege** beleuchtet in einem Streifzug durch das Gebiet der Fürsorge für die Bedürftigen. 2 M., geb. 2,50 M.

Böttcher, Wilh., **Los vom Ultramontanismus!** Zweiter Brief an Herrn Dr. Albert Fritsch, Kaplan in Siegen, Antwort auf seine Schrift: „Unter dem Zeichen der Los-von-Rom-Bewegung!" 1 M.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben sind erschienen:

Abschiedspredigten

an die

aus der Predigeranstalt austretenden Kandidaten

gehalten

in der Tübinger Schloßkirche

von

J. Gottschick

Doktor und Professor der Theologie in Tübingen

8. M. 2.—

Diese Predigten verdanken ihren Ursprung einer schönen Tübinger Sitte. Am Ende jedes Studienjahres hält der Vorsteher der evangelischen Predigeranstalt eine Abschiedspredigt an die Mitglieder, die um diese Zeit in der ersten theologischen Prüfung stehen, um alsbald in den Vikariatsdienst einzutreten. Auf vielseitigen Wunsch wurden die Abschiedspredigten, die einen Zeitraum von zehn Jahren umfassen, dem Druck übergeben.

Die „Abschiedspredigten" bilden eine wertvolle Erinnerungsgabe für alle Jene, die im Laufe der Zeit mit dem Verfasser in gemeinsamer Arbeit verbunden waren, gleichviel ob in Tübingen oder an der Stätte seiner früheren Wirksamkeit, Gießen. Die Auffassung vom Verhältnis zwischen Theologie und Kirche und dem Pfarramt in unseren Landeskirchen, die sich in den „Abschiedspredigten" ausspricht, war die Richtschnur auch schon für die Gießener Thätigkeit des Verfassers.

Aber auch für weitere Kreise haben die „Abschiedspredigten" Interesse, denn sie sind der Ausdruck einer theologischen und kirchlichen Gesinnung, in der eine ganze Gruppe von Theologen nun seit einer geraumen Reihe von Jahren ihre Arbeit gethan hat und in der sie auch weder durch Angriffe, oft doch recht ungerechte Angriffe, noch durch die Fülle von neuen Problemen und Fragestellungen, die die Fortentwicklung der Wissenschaft herbeigeführt hat, irre gemacht worden ist.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg